

Ausgabe 4



THEMA

WISSEN VERÄNDERT

150 JAHRE BETHEL



**» Die Wissenschaft braucht
der Mensch zum Erkennen,
den Glauben zum Handeln.«**

Max Planck





EDITORIAL

» Liebe Leserin, lieber Leser,

anlässlich unseres 150-jährigen Jubiläums der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel erscheinen in der Fachthemenreihe „bethel › wissen“ in diesem Jahr zwei Sonderhefte. Eines davon halten Sie in den Händen, und ich hoffe, dass die folgenden Artikel Sie ebenso interessieren und begeistern werden wie mich.

Leitend für alle Ausführungen war die Frage: In welcher Weise wurden Wissen und Erkenntnisse im Laufe der Geschichte in besonderer Form genutzt, um dadurch die Entwicklung der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel weiter voranzutreiben?

Ein historischer Rückblick in Dekadenschritten bietet einen Einblick in die Entwicklungen. Deutlich wird dabei, dass das Wissen in Abhängigkeit der jeweiligen Zeit und unter den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu betrachten ist. Deutlich wird auch, dass Wissen niemals ein starrer Zustand war, sondern immer in Bewegung ist – immer in Richtung Weiterentwicklung.

Sie werden in diesem Magazin viel „Wissens-Wertes“ entdecken – eine interessante Mischung aus wissenschaftlichem Wissen, Alltagswissen und Erfahrungswissen. Eine Spannweite zwischen „Weißt du noch?“ und „Wussten Sie schon?“ ...

Und Sie werden feststellen: Wissen in und aus Bethel ist eingebettet in die Praxis, in das Leben, in den Bethel-Alltag. Unser Wissen basiert auf Erfahrung und zielt darauf, zugewandt, kompetent und vor dem Hintergrund neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und Möglichkeiten für Menschen da zu sein.

Ihr
Pastor Ulrich Pohl

Inhalt dieser Ausgabe:

- I Seite 4** Wissen – Was ist das überhaupt?
- I Seite 6** Johannes Unsöld – Erster Lehrer und Hausvater
- I Seite 8** Die Anfänge der Lobbyarbeit in Bethel
- I Seite 10** Von Bethel in die ganze Welt – zum Einsatz von Bromkalium
- I Seite 12** Sammlung der übrigen Brocken
- I Seite 14** Ökonomie – Kaufkraft – Selbstversorgung
- I Seite 16** Von der Kirchlichen Hochschule bis zur Fachhochschule der Diakonie
- I Seite 18** Professionalisierung von Pflege
- I Seite 20** Entwicklungswege der Heilpädagogik in Bethel
- I Seite 22** Das „Wissen um das Böse“
- I Seite 24** Die Anfänge psychiatrischer Pflege – der Irrenpflegerkurs
- I Seite 26** Die Gesellschaft für Epilepsieforschung
- I Seite 28** Vom Bettler zum Bürger
- I Seite 30** Von den Gadder-Bengeln zu den Bethel-Engeln
- I Seite 32** Paradigmenwechsel und Professionalisierung in Lobetal
- I Seite 36** Die Psychiatrie-Enquete und ihre Folgen
- I Seite 40** Künstlerisches Wissen in Bethel
- I Seite 42** Aufbruch in die Erneuerung
- I Seite 46** Umsetzungsphase großer Reformen
- I Seite 48** Grundsätze für das Leben und Arbeiten
- I Seite 50** Anfänge und Entwicklung der ökonomischen Steuerung
- I Seite 52** Strukturreform 2000 und die Folgejahre
- I Seite 54** Digitalisierung und technische Assistenz
- I Seite 56** Der Feuerherd der Herzen – theologisch-diakonische Bildung
- I Seite 58** Nix wissen macht auch nix, oder? – ein Kommentar von Werner Arlabosse

A close-up photograph of a person's hand holding a magnifying glass over a monarch butterfly resting on a green leaf in a field. The butterfly has orange and black wings with white spots. The background is a blurred green field under a blue sky. An orange text box is overlaid on the left side of the image.

**➤ WISSEN –
WAS IST DAS
ÜBERHAUPT?**

» Eigentlich verbinden wir das Wort „Wissen“ ja mit einem Gefühl von Sicherheit. Wer etwas vermutet, glaubt, annimmt, ... – der ist unsicher und hat keine völlige Gewissheit. Wer dagegen etwas weiß, der wähnt sich auf dem festen Boden unerschütterlicher Tatsachen stehend.

Aber stimmt das?

Man kann diese Frage auf zwei Arten beantworten, und beide Male lautet die Antwort im Ergebnis: Nein, es stimmt nicht.

Die eine Art, dieses Nein zu begründen, entstammt der **Wissenschaft**. Es gibt in den einzelnen Fachdisziplinen unterschiedliche Wissensbegriffe, die mit unterschiedlichen Sichtweisen auf die Welt zusammenhängen. Aber selbst in den Naturwissenschaften, deren Erkenntnisse wir oft für ganz besonders sicher halten, ist Wissen nichts Absolutes. Im Gegenteil: Jedes Modell, jede Hypothese (Annahme) gilt ausdrücklich nur bis zum Beweis des Gegenteils. Für Forscher und Forscherinnen heißt das: Man kann eine Theorie nie endgültig beweisen, sondern nur widerlegen. Und solange sie nicht widerlegt ist, gilt sie als (vermutlich) wahr und somit als Bestandteil dessen, was wir (zum gegenwärtigen Zeitpunkt) wissen. Deshalb haben unsere Eltern zum Teil noch ganz andere Dinge in der Schule gelernt als wir. Das Wissen entwickelt sich eben immer weiter.

Wie sieht es aber mit unserem **Alltags-Wissen** aus? Nun, da gilt im Prinzip genau das Gleiche. Am sichersten ist wohl das **Faktenwissen**, also das Wissen über belegbare Tatsachen. Ich weiß, dass am 31. Oktober 2016 der Eröffnungsgottesdienst nach dem Umbau von Haus Groß-Bethel stattfand. Ich weiß das deshalb, weil ich dabei war und weil es auch in der Zeitung stand. Aber dieses „harte“ Faktenwissen macht nur einen kleinen Teil dessen aus, was wir als Wissen bezeichnen.

Viel interessanter ist das Wissen, das uns bei Entscheidungen hilft. Dabei handelt es sich vor allem um **Erfahrungswissen**. Wer einmal bei Glatteis mit Sommerreifen ins Rutschen kam, weiß, dass er besser Winterreifen aufziehen sollte. Und weil diese Erfahrung von vielen Menschen geteilt wird, also zum gesellschaftlichen Erfahrungswissen gehört, gibt es heute die gesetzliche Vorschrift, dass die Bereifung dem Wetter angepasst sein muss. Vielleicht wird aber irgendwann ein rutschfester Straßenbelag entwickelt. Dann wäre unser heutiges Erfahrungswissen überholt.

Neben dem Erfahrungswissen gibt es auch **Überzeugungen, die so fest sind, dass man sie als Wissen bezeichnet**. Zum Beispiel wurde im Nationalsozialismus gelehrt, dass es höherwertige und minderwertige Rassen

gebe. Innerhalb der NS-Ideologie galt dies als unbezweifelbares Wissen, das dann als Begründung für systematischen Massenmord herhalten musste. Heute dagegen ist die große Mehrheit unserer Gesellschaft davon überzeugt, dass alle Menschen gleichwertig sind. Genau dies wird nun als aktuelles Wissen in den Schulen vermittelt.

Es wird also deutlich: Unser Wissen ist nichts Unveränderliches, sondern es entwickelt sich in Abhängigkeit von der jeweiligen Zeit, ihren Möglichkeiten der Erkenntnis (also dem, was man wissen kann) und ihrer ideologischen Ausrichtung (also dem, was man wissen will). Aber wer ist eigentlich „man“?

Spätestens seit dem Zeitalter der Aufklärung lässt sich die Verantwortung für das Wissen nicht mehr auf die Gelehrten, die Herrschenden oder die Gesellschaft abschieben. Stattdessen ist auch jeder und jede selbst aufgerufen, sich zu informieren und begründete Entscheidungen zu treffen. Ebenso kann und soll jeder und jede **zur Wissensentwicklung beitragen**, indem er oder sie das Bekannte hinterfragt und ggf. Neues vorschlägt.

Es ist höchst interessant, die einzelnen, inhaltlich sehr vielfältigen Beiträge dieses Heftes unter dieser Fragestellung zu lesen: **Wie wurde und wird mit dem jeweils verfügbaren Wissen umgegangen? Wo wurde und wird neues Wissen entwickelt? Und inwieweit ist dabei jeweils eine christlich-diakonische Prägung erkennbar?**

Fazit: Wissen ist nichts Absolutes, hinter dem wir uns verstecken könnten. Der Wissensbestand einer Gesellschaft entwickelt sich ständig weiter und verändert sich dabei. Wie wir das uns zugängliche Wissen nutzen und zu seiner Weiterentwicklung beitragen, müssen wir selbst verantworten. Ein hilfreiches Motto steht in der Bibel:

» Prüfet alles, und das Gute behaltet. «

1. Thessalonicher 5,21



Dr. phil. Elke Prestin
Lehrbeauftragte/Dozentin und
freiberufliche Referentin

Einrichtung/Bereich:
Fachhochschule der Diakonie
Ev. Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde
Mitglied der Sarepta-Schwesternschaft

Expertenwissen:
Wissenschaft/Forschung, Sprache/Kommunikation, Rollen und Handlungsfragen in der Psychiatrie, Geschichte der Sarepta Schwesternschaft

▶ JOHANNES UNSÖLD – ERSTER LEHRER UND HAUSVATER



Johannes Unsöld (1843–1934):
Erster Lehrer und Hausvater in Bethel

» Im Juni 1867 traf Johannes Unsöld (1843–1934) in der im Aufbau befindlichen westfälisch-rheinischen evangelischen Anstalt für Epileptische vor den Toren der Stadt Bielefeld ein. Dort war er als Inspektor und Lehrer für die zunächst maximal 25 männlichen Pfleglinge im Kinder- und Jugendalter vorgesehen, die in der Einrichtung aufgenommen werden sollten. Zuvor war Unsöld Taubstummenlehrer in der oberschwäbischen Brüdergemeinde Wilhelmsdorf gewesen.

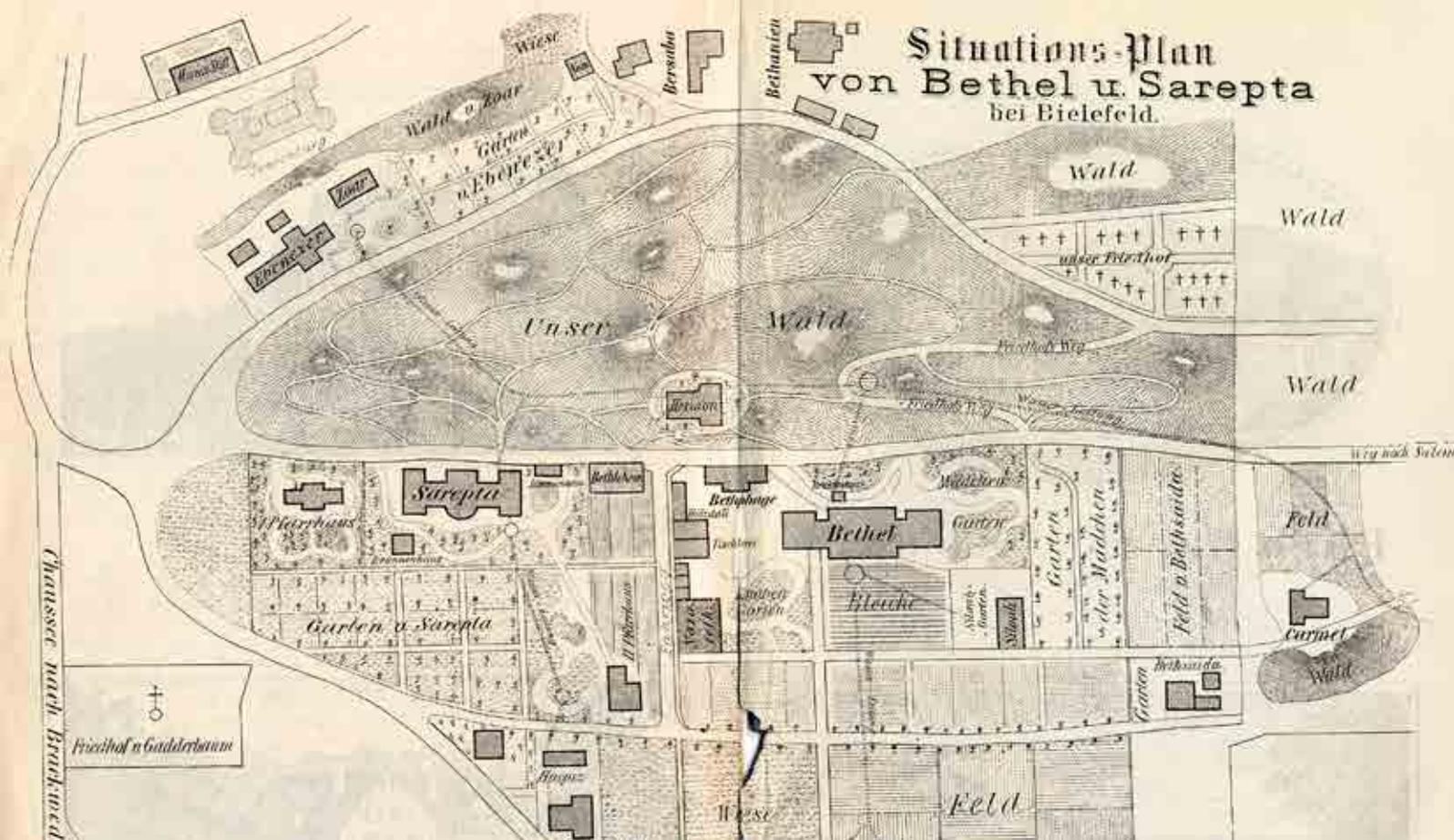
Der Pädagoge Unsöld realisierte seine Vorstellung einer erzieherischen Anstaltsarbeit auf evangelischer Grundlage. Die wesentlichen Heilmittel sollten nicht medizinischer, sondern pädagogischer Art sein, die Notwendigkeit von Schulunterricht stand für ihn außer Zweifel. Erziehung und Unterricht sah er, trotz möglicher körperlicher oder geisti-

ger Einschränkungen, als notwendig an. **Das Ziel seiner Pädagogik war die „Hebung“ des Menschen durch Erziehung, Förderung und angemessene Gemeinschaft.** Für ihn galt es, den Geist der an Epilepsie erkrankten Menschen „dem Worte Gottes aufzuschließen“, um daraus die eigene „Selbsterziehung“ zu gewinnen und „um die Ausbildung zu einem Lebensberufe“ zu ermöglichen. Unterstützt wurde Unsölds Pädagogik durch „die Ordnung des Anstaltslebens, gemeinsame Morgen- und Abendandachten, Bibelstunden, Erzählung und Gesang“. Allerdings kamen für die „Ausbildung zu einem Lebensberufe“ viele Tätigkeiten wegen ihrer Gefährlichkeit nicht infrage; die Beschäftigung der jungen, an einer Epilepsie erkrankten Männer beschränkte sich deshalb zunächst auf Garten-, Feld- und Flechtarbeit.

Im Januar 1872 übernahm Friedrich v. Bodelschwingh (1831–1910) das Vorsteheramt in der sogenannten Epileptischen Anstalt. Sein Leitungsstil veränderte das innere und äußere Bild der Einrichtung. Der Bau eines Diakonissenhauses, auf v. Bodelschwinghs Anregung nicht, wie ursprünglich geplant, in Bielefeld, sondern in unmittelbarer Nähe zur Anstalt durchgeführt, sowie der Neubau eines Pflegehauses, das den Namen „Bethel“ erhalten sollte, brachte mit den Diakonissen hinreichend weibliches Fachpersonal. Zudem vergrößerte sich die Kapazität der Einrichtung um etwa das Vierfache. Seit Oktober 1873 wurden im dann bezugsfertigen Haus Bethel auch weibliche Pfleglinge aufgenommen.

Unsölds Heil-Pädagogik hatte ihre Ursprünge und Traditionen in der süddeutschen Erweckungsbewegung. Eine angemessene Erziehung sollte die menschlichen Kräfte stärken, um sie „in Verantwortung vor Gott“ einsetzen zu können, die eigenen Veranlagungen zur „Selbsterziehung“ kräftigen und somit zur Lebensertüchtigung und Lebenserfüllung beitragen.

*) Die Themen des Heftes wurden immer dann einer zeitlichen Dekade zugeordnet, wenn sie in der Geschichte Bethels erstmalig aufgetaucht sind. Viele Themen ziehen sich jedoch über mehrere Dekaden oder reichen bis in die heutige Zeit hinein.



Der Situationsplan von 1880 zeigt die damalige Ausdehnung Bethels.

Dem gegenüber stand seit 1872 **v. Bodelschwings Heils-Pädagogik**. Er sah als Ziel einer Epileptischen Anstalt zwar auch die Förderung, primär jedoch die Begleitung der Bewohner und ab 1873 auch der Bewohnerinnen auf ihrem irdischen Weg zum ewigen Heil. Ihm ging es nicht mehr um die „Hebung der Persönlichkeit“, sondern um die Vorbereitung von Menschen mit Behinderungen für die Ewigkeit. Schwachheit und Krankheit waren die „Werkzeuge Gottes“, Krankheit sollte als „Kreuz Gottes“ begriffen und angenommen werden. **Das Ziel auch der pädagogischen Arbeit war nun die Erweckung des Vertrauens in Gottes Gnade und Erlösung.**

Unmittelbar nach dem Einzug in das neue Pflegehaus Bethel, das bald der ganzen Einrichtung den Namen geben sollte, kollidierten Unsölds Vorstellungen und seine heil-pädagogischen Ansichten mit den Vorstellungen der Sarepta-Diakonissenschaft. Dabei positionierte sich v. Bodelschwing eindeutig auf Seiten der Schwesternschaft als einer seinem heils-pädagogischen Konzept sehr entsprechenden Leit-Mitarbeiterinnenschaft. Im September 1876 resignierte Johannes Unsöld nach heftigen Konflikten, besonders mit der Sarepta-Vorsteherin Emilie Heuser (1822–1898), als Hausvater des Hauses Bethel. Er übernahm eine Lehrstelle in Stuttgart und kehrte niemals wieder nach Bethel zurück.

Nach Unsölds Fortgang entwickelte sich eine spezifische Betheler Pädagogik. Zeitgenössisch wird darüber berichtet: „Seit Ostern 1899 haben im Haus Bethsaida etwa 90 kranke Schulmädchen ihr Heim. Auch nach ihrer Einsegnung bleiben sie noch ein Jahr hier, helfen im Haus oder machen Handarbeiten. Eines der kleinen Nebengebäude ist als Schulhaus ausgebaut mit vier Klassen. Der Unterricht, der zugleich Heilmittel ist, entsprechend der Arbeit bei den Erwachsenen, muss sich natürlich der Eigenart unserer Kranken anpassen. Er schließt sich aber möglichst den Lehrplänen der Volksschule an. (...) So mitten im Grünen haben die Kinder hier ihre kleine fröhliche Welt ganz für sich. Möchte Bethsaida eine rechte Fischerstadt (das bedeutet der Name) für den Herrn Jesus sein!“³.

³) In: Rundgang durch die Bodelschwing'schen Anstalten bei Bielefeld, ohne Verfasser, Ort, Datum, S. 46.



Reinhard Neumann
Dozent für Diakoniegeschichte und Philosophie
Einrichtung/Bereich:
Ev. Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde
Fachhochschule der Diakonie

» DIE ANFÄNGE DER LOBBYARBEIT IN BETHEL



Dankort-Mitarbeiter in den 1960er Jahren

» **„Tue Gutes und rede darüber!“**, so lautete die Überschrift der Rede, die der damalige WDR-Intendant Fritz Pleitgen beim 100-jährigen Dankort-Jubiläum hielt. Tue Gutes und rede darüber war für ihn, damals im Oktober 2003 im Assapheum, die offenbar beste Umschreibung dessen, was die Betheler Öffentlichkeitsarbeit ausmacht.

Und dabei ist „reden“ ein weites Feld, bedeutet im wahren Wortsinn aus sich herausgehen, zu den Menschen sprechen, für sie erzählen und schreiben, sie schauen lassen, einbeziehen und sie im Idealfall zur Unterstützung motivieren. Seit Friedrich v. Bodelschwing funktioniert es, so um Verständnis zu werben für die Lebenslagen der Menschen mit Handikaps.

Heute nennt man das Lobbyarbeit. Und Bethel, dieses diakonische Werk an so vielen Orten, braucht Unterstützung, ideell und materiell. Via Medien kann heute der **Wirkungskreis der Öffentlichkeitsarbeit** weit ausgedehnt werden; über Print- und elektronische Medien, erst recht über die Verbreitung über das Internet. Hier sind die

v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel sicher auf der Höhe der Zeit, im Rückblick gilt das ebenso für frühere Zeiten.

Mit Schriften und Mitteilungsblättern und natürlich persönlich wurde über die Arbeit informiert. Bereits 1894 entstand mit dem **„Boten von Bethel“** der bis heute nachhaltigste Informationsträger für die Freunde und Förderer Bethels – heute viermal jährlich mit einer Auflage von jeweils ca. 350.000 Exemplaren und inzwischen die **älteste diakonische Zeitschrift in Deutschland**. Mit den Artikeln im Boten von Bethel wurde berichtet – vor allem sah Friedrich v. Bodelschwing darin aber das Medium, das die christliche Verpflichtung der Gesellschaft zur Unterstützung der „Armen und Schwachen“ deutlich machte. Und so waren neben dem Gebet für das Werk in Bethel auch genauso die „Pfennige“ für die Finanzierung der Arbeit gefragt, weil anfänglich die Finanzierung der noch jungen Anstalt nicht gesetzlich geregelt war und nur wenige Familien die Pflegekosten für ihre Angehörigen aufbringen konnten.

» Du bist sehr reich, lieber Leser, an unverdienten Wohltaten, Leibes und der Seele. Wie steht es mit deinem Dankopfer? «

So begann Friedrich v. Bodelschwingh in den 1870er Jahren einen Spendenaufruf zur Unterstützung der Arbeit in Bethel. Also wurde in vielfältiger Form um die sogenannten „Liebesgaben“ gebeten. „Hauscollecten“ und hauptberufliche Spendensammler gab es damals für Bethel und diverse schriftliche Informationen. Bodelschwingh baute im Deutschen Reich zahlreiche „**Pfennigsvereine**“ zur Unterstützung der Betheler Arbeit auf. Bis zu zehn Personen wurden in einem Verein zusammengefasst und verpflichteten sich, einmal im Monat fünf bis zehn Pfennige für Bethel zu spenden.

Die Öffentlichkeitsarbeit wurde von Friedrich v. Bodelschwingh, der 1872 die Leitung Bethels übernahm, zielgerichtet ausgebaut. Parallel entwickelte er die bis heute besondere Betheler Dankkultur. Persönliche Dankschreiben verfasste er zunächst selbst, musste aber schon bald darin unterstützt werden und schließlich übernahm der „**Dankort**“ diese Aufgabe. Die zeitnahe Bedankung jeder einzelnen Spende ist bis heute das prägende Element der Betheler Spendenwerbung.

Die Abteilung Spenden kümmert sich um rund **340.000 Freunde und Förderer Bethels**. Es gilt, durch besondere Aktivitäten permanent neue Spenderinnen und Spender, sowie Nachlassgeber für Bethel zu werben. Das moderne Betheler **Fundraising** ist sehr erfolgreich und ermöglicht es vielfach, die Bedingungen und Chancen für Menschen mit Behinderungen über die Regelfinanzierung hinaus zu verbessern.

In der Face-to-Face-Kommunikation betreut die Abteilung PR Information alle an der Arbeit in Bethel allgemein Interessierten. Sie organisiert und begleitet u. a. den Besuch von rund 11.000 Menschen jährlich in der Ortschaft Bethel und ihren Einrichtungen. Außerdem vertritt sie Bethel auf Messen und Ausstellungen, ist mit der Wanderausstellung „menschlich.Bethel“ unterwegs und macht neben vielen weiteren Aktivitäten auch Projekte mit Schulen. Mit dem Zeigen und dem Verleih von Filmen wird das fortgesetzt, was mit der Lichtbild- und Filmstelle 1922 in Bethel begann. Seit den 1950er Jahren reisten aus Bethel auch „**Sendboten**“ über Land und informierten persönlich in Städten und Kirchengemeinden bis in die 1980er Jahre.

Mit der **Gründung der Pressestelle 1965** setzte Bethel früh auf eine gut strukturierte Zusammenarbeit mit den Medien. In der Pressestelle, heute die Abteilung Presse + Kommunikation, haben seitdem immer professionelle



Werbung für eine in Bethel gefertigte Sammeldose (1920er Jahre)

Journalisten und Journalistinnen gearbeitet. War die „Pressearbeit“ anfangs eher ein Nebeneffekt der Betheler Informationsarbeit, so wurde sie seit den 1960er Jahren zielgerichtet ausgebaut.

Zum Media-Mix, der für die Öffentlichkeitsarbeit Bethels vom Dankort genutzt wird, gehören neben der Pressearbeit u. a. das Internet, Füllanzeigen in Zeitungen und Zeitschriften, Großflächenplakate, Filme und Kinospots, Verkehrsmittelwerbung, Mailings und Zeitungsbeilagen, Social Media, U-Bahn-TV und nach wie vor Informationsbroschüren und –blätter sowie für die interne Kommunikation neben der Monatszeitschrift „Der RING“ (seit 1961) das Intranet. Auch mit dem einheitlichen Erscheinungsbild der Marke Bethel – Branding und Corporate Design – ist der Dankort beauftragt. Der Bethel-Verlag (seit 1908), das integrative Radio Antenne Bethel (seit 2000) sowie die Briefmarkenstelle Bethel (seit 1888) gehören ebenfalls zum Dankort, weil sie besonders öffentlichkeitswirksam sind. Mit anderen Worten: **Lobbyarbeit der Vielfalt für die Vielfalt Bethels**.



Jens U. Garlichs
Pressesprecher, Leiter Presse + Kommunikation

Einrichtung/Bereich:
Zentrale Öffentlichkeitsarbeit Dankort

Expertenwissen:
Pressearbeit, Medienfragen, Corporate Design

VON BETHEL IN DIE GANZE WELT – ZUM EINSATZ VON BROMKALIUM



Rezept für den Gebrauch des Bromkalium.

Man nimmt 20 Gramme (1 Pulver) Bromkali, schüttet es in ein Medialglas von 200 Gramme Inhalt (in jeder Apotheke zu haben) und füllt dasselbe unter öfterem Umschütteln mit gutem klarem Wasser. Von der Lösung nimmt der Kranke in der 1. Woche täglich 3 Esslöffel (Morgens, Mittags und Abends) gleich nach dem Essen. Tritt während dieser Zeit eine Verminderung der Anfälle ein, so wird in derselben Weise fortgefahren, anderfalls steigert man die Dosis um 1 Esslöffel, giebt also in der 2. Woche 4 Esslöffel voll; in der 3. Woche, falls noch Anfälle eintreten, 5 Esslöffel voll täglich und so fort bis zu 8 Esslöffel täglich. Wird der Kranke hierbei geistig abgestumpft, oder bekommt derselbe zuviel Schlaf, woraus er jedoch niemals gewaltsam geweckt werden darf, so ist dies ein Zeichen, dass die Dosis für ihn zu stark ist und man giebt dann etwas weniger Arznei; täglich 1 Esslöffel weniger. Ein Aussetzen der Medizin darf nur dann erfolgen, wenn sich Geschwüre (besonders an den Beinen) zeigen, bis deren Heilung erfolgt ist. Zeigen sich ca. 3 Monate hindurch keine Anfälle, so geht man mit der Löffelzahl langsam wieder herunter bis auf 2–3 Esslöffel und bleibt hierbei der Vorsicht halber noch 2 oder 3 Monate hindurch; nach dieser Zeit darf dann die Medizin allmählich ganz aufgegeben werden. Treten während der Kur erneuerte Anfälle auf, so muss sofort mit der Löffelzahl gestiegen werden.

In vielen Fällen können Kranke das Bromkali überhaupt nicht ertragen und müssen bei einem geringen Quantum jahrelang stehen bleiben, weil bei gänzlichem Aufhören des Einnehmens die Anfälle bald in verstärktem Masse zurückkehren.

Bei Kindern zwischen 10 und 16 Jahren kann man wohl mit 3 Esslöffel anfangen, darf aber über 6 Esslöffel nicht steigen; Kinder unter 10 Jahren nehmen 2 Esslöffel und steigen bis 4 Esslöffel; ganz kleine Kinder und solche bis zu 3 Jahren nehmen noch weniger. Das Bromkali muss an einem trocknen Orte aufbewahrt werden.

» Die **moderne Epilepsiebehandlung** begann 1857 mit der Entdeckung von Bromkalium als Mittel zur Behandlung der Krankheit. In der Folge entstanden erste Spezialanstalten. Dort stellten die Ärzte bald fest, dass Bromkalium (oder auch kurz: Brom) alleine für einen Behandlungserfolg nicht ausreichte, sondern eine geordnete Lebensweise und eine angemessene Beschäftigung dazukommen mussten. Manche Ärzte, z. B. die der Anstalt in Stetten, glaubten dennoch, dass „die einfache Epilepsie durch Bromkali in allen Fällen heilbar“ sei.³ Friedrich v. Bodelschwingh, Leiter der Anstalten Bethel und Sarepta, hielt diese Prognose „nach der viel zu kurzen Erfahrung für sehr gewagt“⁴, obwohl auch er durch die Verabreichung von Brom „überraschende Erfolge“ erwartete.

Diese Hoffnung hatte auch Dr. Adolf Bertelsmann, seit 1875 verantwortlicher Arzt der Anstalten Bethel und Sarepta. Er glaubte, mit Bromkalium „selbst in veralteten Fällen noch wunderbare Wirkungen“⁵ erzielen zu können. Voraussetzung dafür war für ihn die richtige Dosierung des Bromkaliums.

„Je nach dem Alter, der Constitution, und der Dauer der Krankheit“, so Bertelsmann, „wird die tägliche Dosis modifiziert, doch beträgt die Durchschnittsgabe bei den meisten Kranken pro Tag 8–10 Gr. (...) in vielen Fällen muß die Dosis bis auf 14 oder 16 Gr. erhöht werden.“⁶ Damit waren die heute gültigen Höchstgrenzen von 2,5 bis 4 Gr. pro Tag bei Weitem überschritten. **Da Brom stark beruhigend wirkt, konnte mit den hohen Dosen bei etlichen Betroffenen tatsächlich eine Anfallsfreiheit erreicht werden, allerdings um den Preis einer verminderten körperlichen und geistigen Reaktionsfähigkeit.** So eingeschränkt, gelang es den Wenigsten nach der Entlassung eine Arbeit zu finden, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Ohne Geld konnte kein Brom gekauft werden und die Anfälle kehrten zurück. Mancher suchte erneut Hilfe in Bethel.

Angesichts dessen hielt es v. Bodelschwingh für notwendig, „für diese Genesenden u. doch Ungeheilten nicht nur eine Pflegestätte, sondern eine Arbeitsstätte zu schaffen und ihnen einen Lebensberuf wieder zu geben“. Dafür sollte sich „die Pflege der Fallsüchtigen mehr colonieartig als anstaltsartig gestalten.“⁷ Gemeint war damit **der Aufbau eines Ortes, in der die Erkrankten dauerhaft le-**

ben und einen ihrem Leistungsvermögen angepassten Arbeitsplatz finden konnten. „Eine solche Colonie bedarf einer vielfachen Gliederung nach Geschlecht, Alter, Lebensstellung, Berufs- und Krankheitsgrad, um allen Anforderungen gerecht zu werden,“⁸ so v. Bodelschwingh.

Dies bedeutete eine ungeheure finanzielle Kraftanstrengung für den Bau von Häusern, der Schaffung von Arbeitsplätzen und der notwendigen Infrastruktur. Deshalb waren der Erweiterung Bethels enge Grenzen gesetzt. Da es für die Abgewiesenen schwer war, eine gute medizinische Betreuung zu finden, wollte man auch für sie Hilfeangebote schaffen. Deshalb gründete v. Bodelschwingh 1882 einen **Bromkali-Versand**.

„Wir sind nicht der Meinung, daß alle epileptischen Kranken in eine Anstalt gehen müßten. Wo sollte der Raum herkommen? Wer eine Heimat hat und in der Heimat Beschäftigung, der kann das passende Heilmittel auch wohl daheim gebrauchen“⁹, so v. Bodelschwingh. Wer sich an den Bromkali-Versand wendete, Angaben zum allgemeinen Gesundheitszustand und der Anfallshäufigkeit machte, für den ermittelten die Betheler Ärzte per Ferndiagnose die passende Dosis. Die Hilfesuchenden erhielten dann das Medikament, samt einer schriftlichen Anweisung für ein den Behandlungserfolg unterstützendes Verhalten.

1882 schickte Bethel schon 1.100 kg „in die Welt, in alle 5 Erdteile hinaus“¹⁰. 1917 lag der interne Verbrauch für 2422 Patienten bei 1.886 kg, während der Bromkali-Versand nochmals 997 kg „an rund 1500 auswärtige Epileptiker“¹¹ verschickte. **Damit war erst in den 1920er Jahren Schluss, als sich das medizinische Wissen verbessert hatte und Ansätze für eine Sozialgesetzgebung existierten, die die Versorgung von Erkrankten erleichterte.**

8) Die Bielefelder Anstalten für Epileptische, Artikel im Sonntagsblatt für Innere Mission 1886

9) Friedrich v. Bodelschwingh, Die Kolonie für fallsüchtige Kranke bei Bielefeld, 1882

10) Zeitungsausschnitt, Hist. Sammlung Bethel, Ausstellung

11) HAB 2/38-75 (27.9.1918-S.1)

Bärbel Bitter

Leiterin der Historischen Sammlung

Einrichtung/Bereich:

Teil der Öffentlichkeitsarbeit/Dankort

Expertenwissen:

Geschichte Bethels



3) Zitiert nach Friedrich v. Bodelschwingh, Die Kolonie für Fallsüchtige bei Bielefeld, 1882

4) a.a.O.

5) a.a.O.

6) a.a.O.

7) Friedrich v. Bodelschwingh, Verwaltungsbericht vom 11. Juli 1880

SAMMLUNG DER ÜBRIGEN BROCKEN

» Die Anfänge der Brockensammlung lassen sich im Gegensatz zu anderen Betheler Betrieben schlecht anhand der Aktenlage nachvollziehen. Eine exakte Dokumentation scheint nicht so wichtig gewesen zu sein, da Bethel anfangs nicht damit rechnete, mit der Brockensammlung größere Einnahmen zu erzielen. Man hoffte eher auf den positiven Effekt für die öffentliche Darstellung Bethels.

Überliefert wird jedoch, dass Karl Schnittger, ein in Bethel betreuter psychisch kranker Mann, der Gründer gewesen sei. Dieser sei zu Bodelschwingh gegangen und habe ihm die Idee unterbreitet, als Brockensammler gebrauchte, aber noch nutzbare Dinge zu sammeln, zu reparieren und wiederzuverwerten. Bodelschwingh hielt dies für eine gute Idee und beauftragte Schnittger, eine Liste der zu sammelnden Gegenstände zu erstellen.

Belegbar ist die erste Erwähnung der Brockensammlung im Herbst 1890 in der Presse³. Dort ruft Friedrich von Bodelschwingh in einer Anzeige zur „Sammlung der übrigen Brocken“ auf. Den Aufruf erklärt er als wiederholte Frage von Unterstützern, ob man in Bethel „nicht eine **„Brocken-Sammlung“** eingerichtet habe“.

Diese Anregung griff Bethel auf, weil die Nutzung von Gebrauchtem in der Öffentlichkeit Bescheidenheit signalisierte. Die öffentliche Darstellung war lange Jahre wichtig, da Bethel für die betreuten Personen erst keine und später keine kostendeckenden Pflegegelder erhielt und auf Spenden angewiesen war.

Nach gebrauchten Dingen zu fragen, eröffnete auch Chancen, neue Personenkreise auf Bethel aufmerksam zu machen. Viele Menschen waren gar nicht in der Lage, Geld für die Arbeit in Bethel zu spenden, aber überflüssige Dinge fanden sich in fast jedem Haushalt. **Bethel bot so die Möglichkeit, Gutes zu tun.**

Mit zunehmendem Erfolg wurde aus der Sammelstelle für Brocken langsam ein richtiger Betrieb. Für die anderen Betheler Betriebe waren in den 1880er Jahren Häuser gebaut worden, wo die Mitarbeiter mit Behinderungen

gemeinsam mit einem Hausvater und dessen Familie lebten und arbeiteten. Der Hausvater war gleichzeitig Betriebsleiter und verantwortlich für den Wohnbereich, d. h. er musste sowohl über Kenntnisse im Umgang mit Menschen mit Behinderungen als auch über solche im Handwerk verfügen.

Als mehr zu betreuende Mitarbeiter mit Behinderungen in das Ende 1891 bezogene Brockenhaus einzogen und der Arbeitsumfang zunahm, erhielt die Brockensammlung mit dem Diakon und Schlosser Hieronymus Nusser am 14.11.1892 schließlich auch einen Hausvater, d. h. Leiter.

In den ersten Jahren nach der Eröffnung der Brockensammlung gab es ständig neue Ideen, wie die Brocken verwertet und **verschieden leistungsfähige Menschen beschäftigt werden konnten**. In der Folge expandierte der Bereich nicht nur räumlich, sondern auch in Bezug auf die Arbeitsgebiete.

Flickenschneider, d. h. eine Person, die Textilien in Streifen schneidet. Diese dienten dann der Weberei als Material für die Herstellung von Flickenteppichen.



³ 1. Aufruf: Brocken-Sammlung der Anstalt Bethel, Herbst 1890, Westermannsammlung Altbestand, Stadtarchiv Bielefeld



Anlieferung der Sachspenden zur Brockensammlung

Vier Jahre nach der Gründung begann die Brockensammlung damit, die gesammelten Materialien zu neuen Produkten zu verarbeiten. Die Keimzelle der **Eigenproduktion** lag in der hauseigenen Schlossereiwerkstatt. Bodelschwingh teilte im Jahresbericht für 1894 mit, dass man dort angefangen hatte, aus gespendeten alten Blechdosen Eisenbahnzüge für Kinder herzustellen. Der Verkauf gebrauchter Bücher entwickelte sich ebenfalls so erfolgreich, dass man diesen Zweig der Arbeit bereits im gleichen Jahr als eigenständiges Antiquariat innerhalb der Brockensammlung führte. Weitere Eigenproduktionen entstanden im Bereich von Korbwaren und Aluminium-Geschirr.

Seit Gründung der Brockensammlung erzielte der Betrieb den größten Teil seiner Einnahmen durch den Verkauf der Eigenprodukte oder durch den der Altmetalle oder des Altpapiers an Großhändler. Gebrauchte Kleidung wurde auch gesammelt und weiterverkauft, hatte aber in der Brockensammlung nicht den Stellenwert späterer Jahre.

Mit welchen besonderen Herausforderungen die Brockensammlung in den Zeiten des ersten und zweiten Weltkriegs konfrontiert war und welche gesellschaftlichen Veränderungen seit den 50er Jahren die Arbeit in der Brockensammlung bis heute prägen, können Sie nachlesen in der Broschüre „Wir können ‚fast‘ alles gebrauchen – Brockensammlung Bethel seit 1890“ (Internetseite www.bethel-wissen.de).

Dieser Veröffentlichung sind auch die Textstellen dieses Artikels entnommen. Die Broschüre basiert auf den Texten der Ausstellung zum 125-jährigen Bestehen der Brockensammlung in der Historischen Sammlung Bethel im Jahr 2015.

Übrigens ...

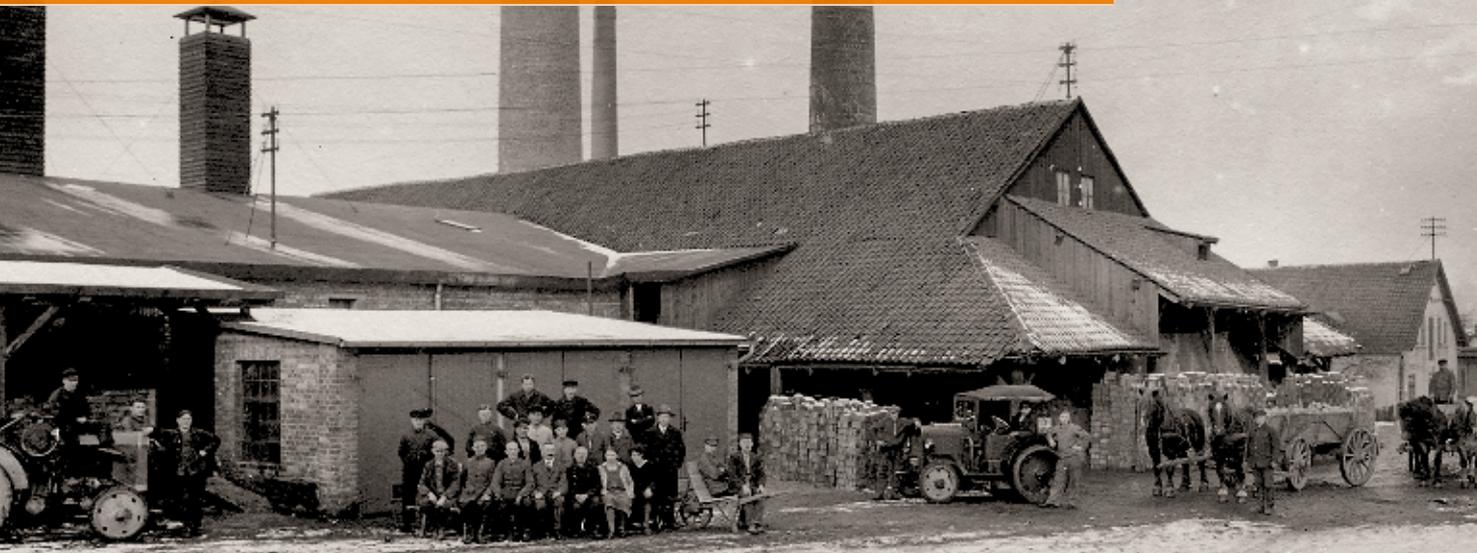
22.3.1882

Gründung der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf als erste in Deutschland. 18 arbeitsfähige epileptische Männer bereiten in der Senne einen Hof für die Aufnahme der arbeits- und obdachlosen Männer vor. Wilhelmsdorf wird somit die Keimzelle der späteren Teilanstalt Eckardtsheim.



Eines der Lager der Brockensammlung

ÖKONOMIE – KAUFKRAFT – SELBSTVERSORGUNG



Bethel übernahm zwei Ziegeleibetriebe, um sowohl den internen Bedarf an Ziegeln zu decken als auch durch den Verkauf an externe Abnehmer Einnahmen zu erwirtschaften.

» Die Ökonomie spielte in Bethel immer eine wichtige Rolle, denn Anstalten erhielten erst ab 1893 staatliche, jedoch nicht kostendeckende Pflegegelder. So war die **Finanzierung der Arbeit lange nicht gesichert**. Bis 1893 mussten Angehörige oder Armenverwaltungen Pflegegelder zahlen. Es gab von den Provinzen finanzierte Landarmenverbände und städtische Armenverbände, die nach ihren finanziellen Möglichkeiten zahlten. Der Borgholzhausener Armenverband gab z. B. für Xaver Oexmann 300 Mark pro Jahr, während Bethel vom Preetzer Armenverband für Asmuss Löwe nur 180 Mark erhielt. Die Zahlungen der Landarmenverbände lagen meist noch darunter. So erhielt Bethel für die Betreuung von Karl-Theodor Klages vom hessischen Landarmenverband nur 100 Mark. Die Zahlungen der Familien variierten ebenfalls. Für den 1877 aufgenommenen Johann Estinghausen aus Coesfeld zahlte der Vater z. B. 420 Mark, während der Vater von Heinrich Möller aus Kassel nur 80 Mark³ geben konnte. Dabei lag der niedrigste Pflegegeldsatz für Erwachsene in Bethel bei 260 Mark⁴.

3) Vgl. Verzeichnis der Pfleglinge in Eben-Ezer, Zoar und Nain, Bestand Historische Sammlung Bethel

4) J. Unsöld, die Fürsorge für Epileptische in der Anstalt Bethel, Verwaltungsbericht 1875, HAB Sammlung BI 3.1

Mit Spenden und eigener Geschäftstätigkeit wollte man die fehlenden Mittel aufbringen. Dabei nutzte Bethel auch die Arbeitskraft der betreuten Personen. „Unsere Leute werden theils im Freien mit Garten- und Feldarbeiten, theils im Zimmer mit Flechten von Selfkantenschuhen“⁵ beschäftigt, so die Anstaltsleitung. Der Verkaufserlös für 300 Paar Schuhe lag allerdings nur bei 70 Talern. Bei Erweiterung der Anstalt wollte man jedoch „noch weitere Industriezweige“⁶ einführen und damit die Einnahmen erhöhen.

Der Anstaltsleiter Friedrich v. Bodelschwing realisierte dies, denn er **gründete zahlreiche Handwerksbetriebe**. Durch ihre Tätigkeit konnte Bethel Geld für externe Handwerker einsparen und Einnahmen durch den Verkauf der Eigenprodukte erzielen. Um diesen Effekt zu erhöhen, stellte Bethel neben den Mitarbeitern mit Behinderungen auch nicht behinderte Mitarbeiter ein, die jedoch entlohnt werden mussten. Deshalb versuchte v. Bodelschwing deren Zahl durch den **Einsatz von Technik** klein zu halten. 1895 teilte er mit: „Auch haben wir gleichzeitig durch Aufstellung von elektrischen Motoren für verschiedene unserer Werkstätten sowie für die Waschküchen eine

5) Erster Jahresbericht der westfälisch-rheinischen evangelischen Anstalt für Epileptische HAB Alte Bibliothek/Kleine Schriften A963

6) a.a.O

bedeutende Ersparnis an Menschenkräften erreicht ...“⁷
Durch den Einsatz von Technik wurde allerdings der Einsatz von Menschen mit Behinderungen in einigen Betrieben zu gefährlich.

Die „Konkurrenz“ beobachtete Bethels Geschäftsgebaren genau. Die Bielefelder Handelskammer war der Meinung, dass Bethel „durch den Vertrieb ihrer Produkte in der ... Umgegend, dem hiesigen Kleingewerbe die heftigste Konkurrenz bereiten“ würde und forderte, dass deren „gewerbliche Betriebe wenigstens zur Gewerbesteuer herangezogen“⁸ werden.

V. Bodelschwing ging davon aus, dass alle Bewohner der Ortschaft in den eigenen Läden einkauften. Das taten sie jedoch nicht und er musste öfter, allerdings erfolglos, mahnen: „Wenn jeder Einzelne bei jedem kleinen Makel anfängt wieder woanders zu kaufen, so wird dadurch das Ganze geschädigt und ich muss ausdrücklich bemerken, dass hierin eine Missachtung der vom Vorstand gegebenen Vorschriften gefunden werden muss.“⁹

Deshalb schaffte er **Kaufanreize**, um mehr Kaufkraft an Bethel zu binden und ließ Quittungsbücher zur Dokumentation der Einkäufe an die „Anstaltsangehörigen“ verteilen. Die Höhe der Einkäufe bildete dann am Jahresende die Grundlage zur Errechnung einer Umsatzbeteiligung an den Betrieben, die den Besitzern der Bücher zugute kam.

Die Verwaltung der Quittungsbücher war jedoch sehr bürokratisch, außerdem ließen sie sich leicht manipulieren. Deshalb wurden die Quittungsbücher 1908 durch Warengutscheine ersetzt, das sogenannte **Bethel-Geld**.¹⁰ Der umgetauschte Betrag wurde dann Grundlage zur Errechnung der Umsatzbeteiligung.

7) Friedrich v. Bodelschwing, Verwaltungsbericht der Anstalt für Epileptische „Bethel“ bei Bielefeld für das Jahr 1895, HAB Slg. Bl 3, 2

8) Der Wächter, 7. April 1893, Westermann Sammlung Altbestand, Stadtarchiv Bielefeld.

9) Friedrich v. Bodelschwing, Vertrauliche Mitteilung an die Hausväter und Hausmütter von Bethel oder Sarepta 1883, Bestand Hist. Sammlung

10) Neuregelung von Quittungsbüchern 24.2.08 HAB 1/B 72

Übrigens ...

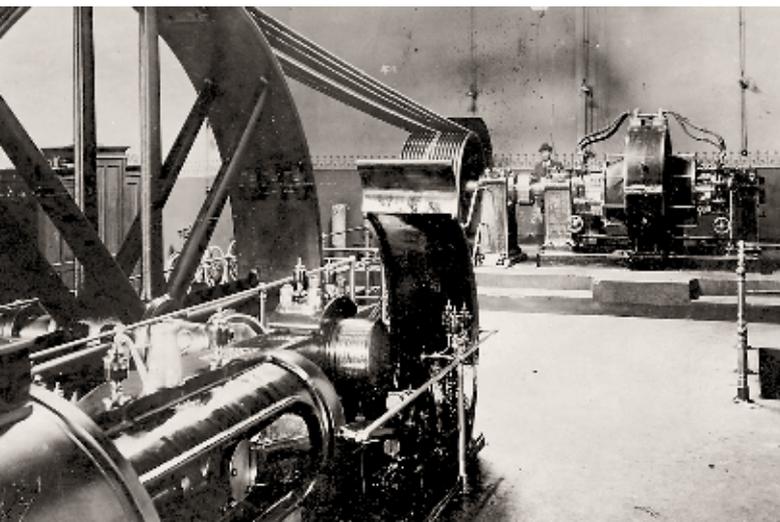
1885 wurde durch Pastor Friedrich v. Bodelschwing in Bielefeld die erste deutsche Bausparkasse mit dem Namen die „Bausparkasse für Jedermann“, gegründet.



Aluminium-Geschirr wurde aus gesammelten Altmetallen hergestellt.

Die „Betheler Geschäftstätigkeit“ verlor nach dem Tode Friedrich v. Bodelschwings 1910 stark an Dynamik. Dies lag nicht nur an seinem Nachfolger, sondern auch an den sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. So gab es z. B. in der Weimarer Republik erstmals nennenswerte Ansätze einer Sozialgesetzgebung.

E-Werk 1897: Dampfmaschine und Dynamo



Bärbel Bitter

Leiterin der Historischen Sammlung

Einrichtung / Bereich:

Teil der Öffentlichkeitsarbeit/Dankort

Expertenwissen:

Geschichte Bethels

VON DER KIRCHLICHEN HOCHSCHULE BIS ZUR FACH-HOCHSCHULE DER DIAKONIE



Theologische Schule / Kirchliche Hochschule. Eröffnung mit 11 Studenten am 15.10.1905 im Haus Seminar; später als Werktherapie genutzt, heute Wohnhaus.

» 1905 eröffnete Friedrich von Bodelschwingh (der Ältere) mit zwei Dozenten (Samuel Jäger, Walter Kähler und natürlich ihm selbst) und 11 Studenten die „**Theologische Schule Bethel**“ – der Name „Hochschule“ wurde ihr einstweilen vom Staat versagt. Organisatorisch war sie eine Tochter der Zionsgemeinde. 1955 wurde der Professorentitel eingeführt. Erst die Satzung von 1979 stellte sie unter das Wissenschaftliche Hochschulgesetz mit Promotions- und Habilitationsrecht. Vorläufer dieser Gründung war das 1890 ebenfalls von ihm gegründete „Kandidatenkonvikt“ für Pfarramtskandidaten, um unter der Pfarrerschaft durch den sogenannten praktischen „Dienst mit der blauen Schürze“ das Interesse an Diakonie zu wecken.

Zum einen war von Bodelschwingh davon überzeugt, dass diakonische Praxis nicht bestehen könne ohne begleitende kritische und anregende Reflexion dieser Praxis. Zum

anderen sollte sie eine „positiv-biblische“ Alternative („Das Evangelium ist unser Gesetz“) zur liberalen Universitätstheologie der Zeit sein. Ebenso diakoniepraxis- wie gemeindenah war sie aber auch Ausdruck seines unternehmerischen Gestaltungswillens: „Die Gründung und Fortführung der Schule soll eine Glaubenssache sein. Dann wird sie keinen Mangel leiden. Sie soll frei vom Staat sein. Wir setzen unsere Lehrer selbst und bestimmen ihre Arbeit [!]“ – Freiheit von Forschung und Lehre klingt anders und wird heute auch von den von Bodelschwinghschen Stiftungen anders angesehen.

Nach siebenjähriger Schließung während der Nazizeit wurde sie schon 1946 wieder eröffnet und wuchs: Bis zu knapp 500 Studenten waren es, von denen mehr als die Hälfte nur den Unterricht in den biblischen Sprachen besuchte. Dieser, auch bei den Eltern der jungen Stu-

Haus Groß-Bethel, heute Herz des Bildungscampus in Bethel mit der Fachhochschule der Diakonie, der Ev. Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde, dem Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement der Kirchlichen Hochschule und der zentralen Bibliothek, entstand 1873 als erster Neubau und wurde damals als Pflegeeinrichtung geführt.



dierenden sehr beliebte Einstieg ins Theologiestudium führte dazu, dass viele Pfarrerinnen und Pfarrer aus ganz Deutschland Bethel kennenlernten.

Ab 1970 hat ein „Seelsorgeinstitut“ für einige Jahrzehnte maßgeblich die neue **Seelsorgebewegung** beeinflusst, die nach dem Vorbild der amerikanischen Seelsorgebewegung Grundlagen, Erkenntnisse und Methoden aus psychologischer Beratungs- und Therapiearbeit in die Seelsorge einführte („therapeutische Seelsorge“).

Einschneidend war die 2005 initiierte und 2007 vollzogene Fusion mit der 1935 gegründeten zweitältesten Kirchlichen Hochschule in Wuppertal zur „Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel (Hochschule für Kirche und Diakonie)“ mit Sitz in Wuppertal. Als Hauptträgerinnen neben Bethel fungieren nun die westfälische und die rheinische Landeskirche. Die Pfarramtsausbildung wanderte nach Wuppertal und am „IDM“, dem **Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement**, kann sich deutscher wie internationaler Führungskräftenachwuchs für die Diakonie in Master- und Promotionsstudiengängen berufsbegleitend weiterbilden³. Auch diese Neugründung verstand sich als Reaktion auf einen akuten Bedarf der Diakoniepraxis, in der immer komplexer werdende Anforderungen und Steuerungsaufgaben eine neue Art der interdisziplinären Forschung und Lehre erfordern.

Auch die 2006 gegründete **„Fachhochschule der Diakonie“** versteht sich als unternehmerische Reaktion auf einen Bedarf der Praxis. Sowohl in sozialarbeiterischen als auch heilpädagogischen und pflegerischen Praxisfeldern steigen die Anforderungen. Ebenso steht auch auf der *mittleren Ebene* diakonischer Unternehmen und Organisationen die Akademisierung zumindest der bisher oft fachschulisch ausgebildeten Führungs- und Spezialkräfte an. Anfragen an kirchliche und staatliche Hochschulen, für diese Zielgruppe *berufsbegleitende* Studienangebote

3) www.kiho-wb.de/studium-diakoniewissenschaft/

aufzulegen, gingen ins Leere, sodass sich unter der Federführung der Stiftung Nazareth schließlich 14 diakonische Unternehmen und das Diakonische Werk der EKD entschlossen, eine eigene private Fachhochschule kirchlichen Rechts zu gründen.

Sie finanziert sich aus Studienbeiträgen der etwas über 800 Studierenden und der Träger. Praxisnahe, interdisziplinär ausgerichtete sowie diakonisch reflektierte und fundierte Bachelor- und Masterabschlüsse können berufsbegleitend mit Konzepten des „blended learning“ studiert werden⁴. Innovativ war der bundesweit erste Studiengang für Psychiatrische Pflege. Die seit 1877 bestehende *Diakonenausbildung* wird als doppelte Qualifikation von *Sozialer Arbeit und Diakonie* („*Diakonie im Sozialraum*“) angeboten, berufsbegleitend kann sie an der Ev. Bildungsstätte studiert werden. Die FH der Diakonie ist zurzeit eine der forschungstärksten Fachhochschulen und hat neben der Fernuni Hagen den höchsten Anteil an Studierenden ohne Hochschulreife. Dies zeigt, wie gut die Studierenden mit ihrer Praxisnähe die Herausforderungen der Praxis wissenschaftlich aufgreifen und innovative Lösungen für die Praxisfelder von Diakonie und freier Wohlfahrt entwickeln.

4) Studiengänge siehe: www.fh-diakonie.de



Prof. Dr. Thomas Zippert
Professur für Diakoniewissenschaft

Einrichtung / Bereich:
Fachhochschule der Diakonie

Expertenwissen:
Diakoniegeschichte, Theologie und Diakonietheologie, Sozialraum und Gemeinde, Spiritualität, Notfallseelsorge, Bildung und Bildungsgeschichte, Modelle der Ethikberatung

PROFESSIONALISIERUNG VON PFLEGE



Ein Diakon bei der Pflege im Haus Neu-Ebenezer, einem Haus in Bethel für Männer mit Epilepsie, Anfang der 1930er Jahre.

» „Wir werden auch alles daran setzen, was zu einer gründlichen technischen Ausbildung gehört, wollen uns aber auch vor allen Übertreibungen, zu denen unsere Zeit neigt, hüten. [...] wir halten es fest: Wo die Herzensbildung fehlt, da nützt auch die beste technische Schulung den Kranken und Armen nicht.“³ So äußerte sich im Jahr 1909 der Vorsteher der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta. Zwei Jahre zuvor war in Preußen erstmals eine **Ausbildungs- und Prüfungsordnung für die Krankenpflege** erlassen worden. Doch die Diakonissenanstalt Sarepta legte keine Eile an den Tag, die geforderte Krankenpflegeschule mit staatlicher Abschlussprüfung einzurichten.

Dabei hatte das Mutterhaus die Verantwortung, ihre schon damals rund 1.200 Schwestern, die es in die verschiedenen kommunalen oder evangelischen Wohlfahrtseinrichtungen entsandte und die in den Betheler Pflegehäusern arbeiteten, auch angemessen auszubilden. Schließlich trugen die Schwestern eine hohe medizinische Verantwortung. Ärzte wurden nur in Notfällen hinzugezogen. Warum also das Zögern?

³ Verwaltungsbericht der Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth für das Jahr 1909, S. 33

Die Krankenpflege im Sinne der Mutterhausdiakonie galt als christlicher Liebesdienst: Es ging nicht nur um die Fürsorge für den leidenden Körper, sondern auch um die seelische Heilung der Patienten und Patientinnen. Immer schwang mit, sie – buchstäblich – durch die Berührung mit dem Evangelium zum Glauben führen zu wollen. Gerade hier sah sich das Diakonissenmutterhaus bestens aufgestellt, denn Bibelkunde stand an oberster Stelle auf dem Stundenplan der Diakonissenausbildung.

Selbstverständlich war das Erlernen der Krankenpflege die **Königsdisziplin für alle Diakonissen**, ganz gleich, in welchem Arbeitsfeld sie später tätig sein würden. Dieser Ausbildungsteil erfolgte vor allem in der Praxis, direkt am Krankenbett. Von kleinen theoretischen Unterweisungen durch die Ärzte einmal abgesehen, orientierte sich das Erlernen der Pflege am Erfahrungswissen. Das war reichhaltig: Waren es doch gerade die Diakonissenschaften, die seit Ende der 1830er Jahre dafür gesorgt hatten, dass die Krankenpflege endlich fachgerecht betrieben wurde. Doch angesichts des Wandels in der Medizin reichte eine Krankenpflegeausbildung ohne theoretisches Wissen nicht mehr länger aus. Bahnbrechende Erkenntnisse in den Naturwissenschaften, der Hygienewissenschaften oder der Pharmakologie hatten das medizinische Wissen beeinflusst und komplett verändert. Neue Behandlungs- und Heilungsmöglichkeiten waren entstanden.

Letztendlich musste sich die Diakonissenanstalt Sarepta dem staatlichen Druck beugen: **Am 1. Januar 1912 startete der „erste Kursus in der Krankenpflege“**, der nach einem Jahr mit einer staatlichen Prüfung endete.



Schaut man ein Vierteljahrhundert weiter in die Geschichte der Diakonissenanstalt, dann findet sich eine **ausdifferenzierte, vorbildliche Ausbildungslandschaft**. Die medizinische Welt hatte sich rasant weiterentwickelt. Neue diagnostische und therapeutische Möglichkeiten kamen auf und vor allem neue Verfahren in der Medizintechnik. Die fachlichen Anforderungen an die Krankenpflege stiegen an, sogar vollkommen neue Berufsfelder entstanden. **Diesen Modernisierungsprozess hatte die Diakonissenanstalt Sarepta erkannt und sofort darauf reagiert.** Seit Ende der 1920er Jahre begann ein dynamisches Jahrzehnt: Gründung einer Säuglingspflegeschule, einer staatlich anerkannten „Lehranstalt für Technische Assistentinnen an medizinischen Instituten“, an der sich Diakonissen als Laboratoriumsassistentinnen qualifizieren konnten, Kurse für die Radiologie, Diätfortbildungskurse und schließlich eine eigene Diätschule.

Selbstverständlich behielt die religiöse Unterweisung ihren Spitzenplatz im Ausbildungskanon, gleichzeitig war die weitere berufliche Professionalisierung nicht mehr aufzuhalten. „Stärkung des alten diakonischen Geistes durch einen tadellosen Unterricht!“⁴ wurde zur neuen Devise im Diakonissenmutterhaus. Dabei wurde die weltliche Konkurrenz wohl zum stärksten Motor für die Schaffung neuer Ausbildungsgänge in Sarepta. Überall eroberten Frauen ohne Bindung an eine religiöse Gemeinschaft die Krankenpflege und die angrenzenden medizinischen Bereiche. **Wenn die Diakonissenschaft weiterhin eine christlich geprägte Pflege repräsentieren wollte, dann musste sie selbst genügend Nachwuchs ausbilden. Und das hieß, sich interessant zu machen auf dem wachsenden Markt weiblicher Berufsmöglichkeiten.**

Ähnlich verhielt es sich mit der männlichen Diakonie in der Diakonenanstalt Nazareth: Die Krankenpflegeausbildung schuf die Basis für weitere Qualifizierungen. In beiden diakonischen Gemeinschaften festigte sich in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren die Haltung zur beruflichen Bildung: **hohe Professionalität auf der Grundlage christlichen Glaubens und christlicher Werte.** Fest in dieser Tradition verankert, konnte Bethel auch auf die zukünftigen Herausforderungen im Gesundheitswesen innovativ reagieren. In dieser Zeit wurden auch die Wurzeln gelegt für die noch heute so vielfältige und ausdifferenzierte Ausbildungslandschaft der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel im pflegerischen und sozialen Bereich – von den Assistenzberufen bis hin zur Fachhochschulausbildung.

⁴) Erich Meyer, Wege und Ziele unserer Schwesternausbildung, in: Die Diakonisse. Zeitschrift für weibliche Diakonie, 2. Jg., H. 5, Mai 1927, S. 146-153, hier: S. 150.

Übrigens ...

Das **Torfmullbett** wurde im Jahr 1903 von einem der leitenden Ärzte Bethels, Dr. Ernst Winkler, konstruiert, um bei Menschen mit Epilepsie, Behinderungen und psychischen Erkrankungen das Problem des Einnässens in den Griff zu bekommen. Winkler entwickelte einen speziellen Bettkasten mit Torfmatratze, „dessen Boden aus geöltem Segeltuch besteht und der nach oben von einem leinenen Bettlaken abgeschlossen wird“. Der Torf sollte den Urin auffangen und das Wundliegen verhindern. Auf der Weltausstellung in St. Louis/USA, 1904, wurde das Torfbett mit der Silbermedaille geehrt und war noch bis Mitte der 1970er Jahre im Einsatz.



Diakonissen in den Betheler Pflegehäusern für Frauen mit Epilepsie, Anfang der 1930er Jahre. Die Pflege und Versorgung der Bewohnerinnen gehörte genauso dazu wie die Begleitung ihrer Arbeit.



Diakonisse Gabriele Göckel
Archivarin

Einrichtung/Bereich:
Hauptarchiv Bethel

Expertenwissen:
Stiftungen Sarepta und Nazareth



Kerstin Stockhecke
Historikerin, Archivarin

Einrichtung/Bereich:
Hauptarchiv Bethel

Expertenwissen:
Geschichte Bethels, Diakonie- und Sozialgeschichte, Biografien



ENTWICKLUNGSWEGE DER HEILPÄDAGOGIK IN BETHEL

Schulunterricht im Heilerziehungsheim Eckehardt um 1930

» Nach dem ersten Weltkrieg erwachte in Bethel ein erneutes Interesse an pädagogischen Aufgaben und heilpädagogischen Fragestellungen, welches bereits in den Gründungsjahren³ eine besondere Rolle gespielt hatte. In dieser Zeit, in der Fritz v. Bodelschwingh (1877-1946) Leiter in Bethel war, kam vieles in Bewegung. Die Situation der Jugend nach dem schrecklichen Krieg geriet ins Blickfeld der Kirchen⁴ und führte auch in Bethel zu Reaktionen. Schon 1919 wurde im Lindenhof eine Heimvolkshochschule für die Landjugend errichtet, ein Jahr später entschloss man sich zum Aufbau einer eigenen höheren Schule, kurz danach begannen in Eckardtsheim Ausbildungskurse für Erzieher und das berufsbildende Schulwesen wurde ausgebaut. **Das neue pädagogische Bewusstsein führte dazu, dass die alten Orientierungen, die auf Pflege und soziale Hilfen ausgerichtet waren, neu justiert wurden und verfestigte Denkgewohnheiten und Strukturen sich lösten.**

Die stärkere Betonung der Heilpädagogik in dieser Zeit lässt sich auf reformpädagogische Bestrebungen zurückführen, die dem Eigenwert und der Individualität der Person wieder mehr Raum gaben. Diese Bestrebungen wurden in Bethel aufgegriffen und umgesetzt, indem das Heilerziehungsheim Eckehardt am 09.09.1927 in der Senne eröffnet wurde: eine Spezialeinrichtung für Fürsorgezöglinge, die in ihrem Verhalten als besonders schwierig galten. Das Haus war nach den neuesten Erkenntnissen der Psychopathologie geplant und eingerichtet, mit Einzelzimmern, Dreibettzimmern, Werkräumen und Sportgelegenheiten. Es konnten bis zu 54 Jugendliche aufgenommen werden, die in kleinen Erziehungs-Familien mit 7-8 Personen lebten. Das war gegenüber den sonst üblichen Großgruppen von über 20 Jugendlichen eine erhebliche Verbesserung.⁵ Vor allem legte man Wert auf die Mitarbeit der Jugendlichen und forderte dadurch ihre Leistungsbereitschaft heraus.⁶ Die dem Hause angegliederte sogenannte „Zöglingsschule“ ergänzte die Erziehungsarbeit.

3) Wilfried Diekmann: Gen Bethel ziehen! Johannes Unsöld und die Anfänge Bethels in den Jahren 1867-1876, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Bd. 107, Bielefeld 2011, S. 289-354.

4) Auf der Weltkonferenz für praktisches Christentum 1925 in Stockholm stand das Thema Jugend im Mittelpunkt. Fritz von Bodelschwingh war dort Gast und Referent.

5) Siehe auch: Helmut Rosemann: Der Erziehungsbereich in Eckardtsheim, in: Matthias Benad, Hans-Walter Schmuhl (Hrsg.): Bethel-Eckardtsheim, Stuttgart 2006, S. 257.

6) Rosemann, ebd., S. 256

Es war ein großer Fortschritt, dass Psychiater, Pädagogen und Seelsorger gemeinsam die Verantwortung trugen. Die Leitung wurde dem Theologen Dr. Ernst Klessmann (1899 – 1988) übertragen, der bis 1934 in besonderer Weise die neue Pädagogik förderte. Das Neue war, dass die Einrichtung mit einer Ausbildungsstätte für Erzieher verbunden wurde. Es konnte die Schulung in „vertiefter Erziehungshilfe“, wie man die heilpädagogischen Bemühungen auch nannte, verstärkt werden. Die seit den 1920er Jahren bestehenden Erzieherkurse von drei Monaten, die Nazareth zusammen mit dem Eckardt-Verband⁷ durchführte, wurden 1930 zu halbjährigen Kursen mit jeweils 30 Wochenstunden ausgebaut. **So markierte die Erzieherschule in Eckardtsheim mit ihrer heilpädagogischen Ausrichtung den Beginn einer neuen pädagogischen Ära.**

Besonders die Einübung von Methoden entsprach damals modernen Auffassungen. Durch die „technischen Fächer“ Turnen, Gesang, Werken wurden dem Erzieher Möglichkeiten vermittelt, die er im Umgang mit den Zöglingen einsetzen konnte. Die Fächer Pädagogik und Psychologie sollten – so hieß es im Schulprospekt – „Mittel zur Bildung des Willens, des Gemütes und der Einsicht, sowie des Gewissens zur Sprache bringen, zu guter Beobachtung anleiten und zum richtigen Verständnis des menschlichen Charakters führen“. Das Fach „Zöglingskunde“ sollte dazu befähigen, psychopathische Zustände bei Jugendlichen erklären zu können und die Wirkung von Milieueinflüssen zu verstehen.

Der Leiter Eckardtsheims, Pastor Dietrich⁸, drängte schon bald auf eine volle Erzieherausbildung, wie sie damals von den Fachverbänden im Gespräch war⁹ und schrieb an den Vorsteher Nazareths Paul Tegtmeyer. Für Tegtmeyer aber kam eine volle Erzieherausbildung für Diakone nicht in Frage. Damit wurde eine besondere Chance vertan. 1935 musste die Eckardtsheimer Schule geschlossen werden, weil unter den veränderten Bedingungen im 3. Reich die Zahl der Jugendlichen zurückging und auch nicht mehr genügend Nazareth-Brüder zur Verfügung standen.

1954 wollte der neue Eckardtsheimer Anstaltsleiter Pastor Schildmann die Ausbildung erneut eröffnen: Er begründete das in einem Schreiben an Tegtmeyer damit, dass die Erziehungsarbeit vor Ort nach gut ausgebildeten Diakonen verlange. Aber dieser sagte erneut ab, was verheerende Folgen für die Erziehungsarbeit hatte, denn es dauerte viel zu lange, bis Nazareth wieder Brüder in eine spezielle Ausbildung schicken konnte. Erst nach 1964 konnte mit der Eröffnung des von Nazareth getragenen Heilpädagogischen Seminars auf dem Schillingshof die Qualifizierung geeigneter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die Behinderten- und Erziehungsarbeit beginnen und sich so die heilpädagogische Arbeit erneut und grundlegend etablieren.



Das Haus Eckehardt um 1930. Heilerziehungsheim und Erzieherschule der Diakonenanstalt Nazareth.



Diakon Wilfried Diekmann

Ehemaliger Studiendirektor
Fachbereich Heilpädagogik

Einrichtung/Bereich:

Berufskolleg Bethel
Vorstand Verein „pro Entwicklung“

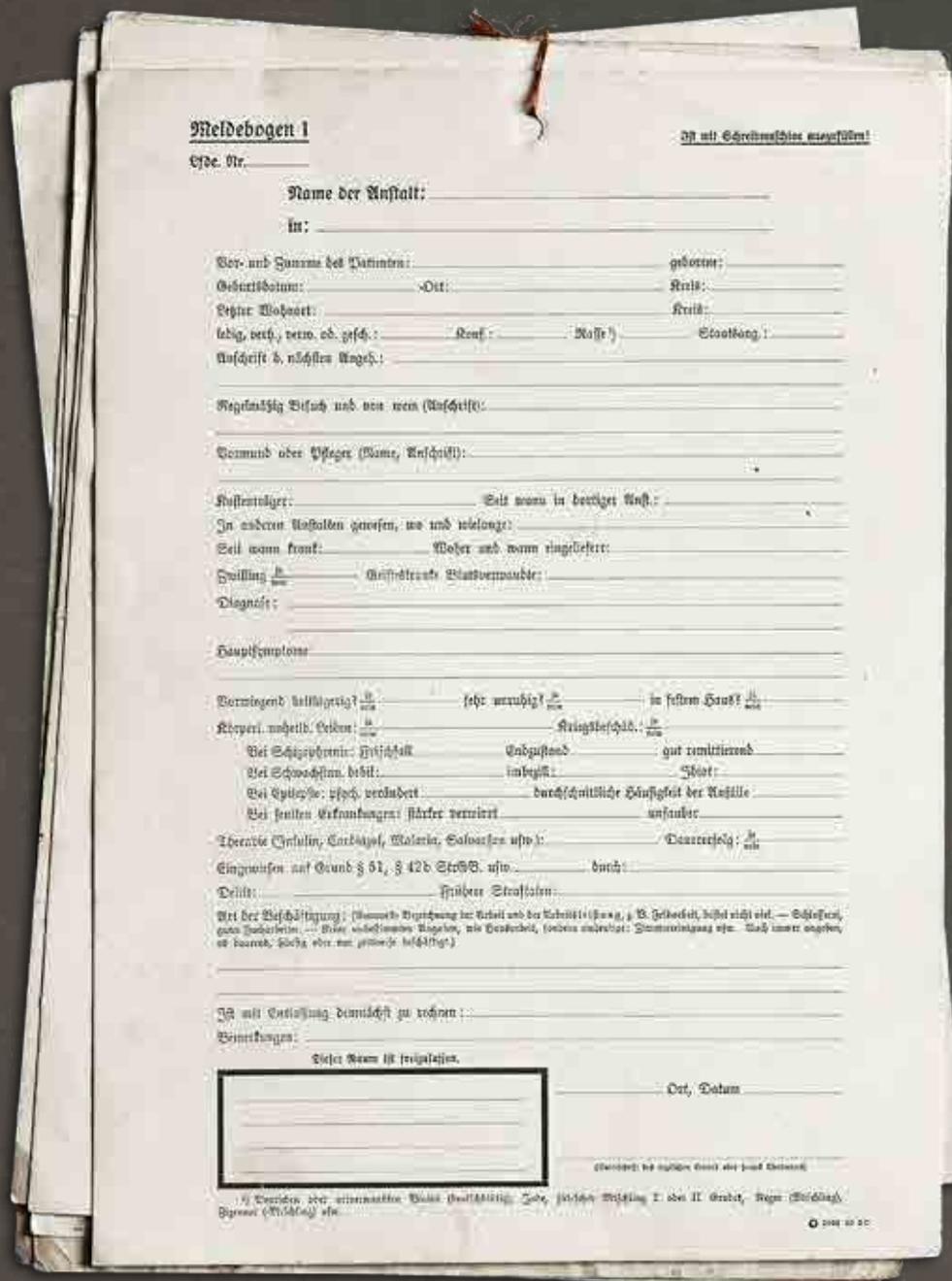
Expertenwissen:

Heilpädagogik, Schulgeschichte, Autismus

7) 1921 gegründeter evangelischer Erziehungsverband für die Provinz Westfalen. 1. Vorsitzender wurde Pastor Hermann Büchsel (1877-1954), Leiter der Erziehungsanstalt in Schweicheln.

8) Pastor Gustav Dietrich, von 1910 bis 1950 Leiter von Eckardtsheim

9) Bei einer Sachverständigen-Besprechung im Wohlfahrtsministerium 1931, an der Dietrich teilnahm, ging es um die Frage, ob Erzieher den Abschluss einer Wohlfahrtsschule nachweisen müssten. Man verständigte sich darauf, dass dies für Hausväter künftig gelten solle, für Erzieher aber der Besuch einer einjährigen Erzieherschule mit Abschluss hinreichend sei.



➤ DAS „WISSEN UM DAS BÖSE“

DIE BETHELER KENNTNISSE UM DIE „EUTHANASIE“-MORDE

» Der geheime Erlass Hitlers, „unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes den Gnadentod“ zu gewähren, war auf den 1. September 1939, den Tag des Kriegsbeginns, zurückdatiert worden. **Paul Gerhard Braune, Leiter der Hoffnungstaler Anstalten, hatte im Herbst 1939 Meldebögen des Reichsinnenministeriums zugeschickt bekommen, die auszufüllen „im Hinblick auf die Notwendigkeit plan-**

wirtschaftlicher Erfassung der Heil- und Pflegeanstalten“ verlangt worden war. Diese Bögen waren zunächst bedenkenlos bearbeitet worden. Ab Januar 1940 erfolgten auf Anordnung der Reichsverteidigungskommissare „Verlegungen“ von Patienten aus Anstalten und Heimen in Pommern, Brandenburg-Berlin, Sachsen, Württemberg und Hamburg.

Im Mai 1940 konnte Braune einen Abtransport von behinderten Frauen aus dem Heim „Gottesschutz“ in Erkner verhindern. Er bekam auch dadurch Gewissheit über die tatsächlichen Vorgänge und besuchte Prof. Karl Bonhoefer, den Vater von Dietrich Bonhoeffer, und dessen ehemaligen Assistenten Dr. Heinrich Schulte, die ihm aus eigener Kenntnis **bestätigten, dass „Kranke ermordet“ wurden**. Am 9. Mai 1940 sprach Braune im Oberkommando der Wehrmacht mit Hans von Dohnanyi, dem Schwager von Dietrich Bonhoeffer. Dohnanyi sagte zu, Kontakt mit dem Reichsjustizminister Gürtner und dem preußischen Finanzminister Popitz herzustellen.

Seit dem 16. Juni 1940 (bis zum 14. Januar 1941) erreichten den Nazareth-Vorsteher Paul Tegtmeier in Bethel etliche Briefe eines in der württembergischen Pflegeanstalt Rommelshausen tätigen Nazareth-Diakons, in denen dieser über die vollständige „Räumung“ dieser Einrichtung und den ungewissen Verbleib der dortigen Bewohner berichtete. **In den folgenden Wochen wurde weiteres Material zusammengetragen und am 4. Juli 1940 von Braune zu einer Denkschrift zusammengestellt. V. Bodelschwingh und Braune besuchten fortwährend verschiedene ihnen bekannte Repräsentanten des Staates.** Auch Reichsjustizminister Gürtner, der sich in diesen Dingen ganz ahnungslos gab, wurde von ihnen aufgesucht. Am 10. Juli 1940 trafen sich Bodelschwingh und Braune im Reichsinnenministerium mit Ministerialrat Herbert Linden und dem Leiter der Hauptabteilung II der „Kanzlei des Führers“, Viktor Brack. Linden und Brack gaben die Krankenmorde zu und begründeten diese mit den Kriegsnotwendigkeiten. Auch diese Informationen fanden Eingang in das von Braune konzipierte Begleitschreiben, das zusammen mit einem Exemplar der Denkschrift am folgenden Tag der Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche übergeben wurde.

Am 17. Juli 1940 teilte v. Bodelschwingh schriftlich seine Weigerung mit, die Fragebögen für Bethel auszufüllen und informierte parallel den Mindener Regierungspräsidenten Adolf v. Oeynhausens. Am 26. Juli 1940 wurde v. Bodelschwingh in Bethel von Linden und Brack aufgesucht, die ihn durch die Androhung seiner Verhaftung und der Schließung der Anstalten dennoch zum Ausfüllen der Fragebögen veranlassen wollten. Der Anstaltsleiter, der stellvertretende Chefarzt Bethels, Arnold Dickel und der Chefarzt der psychiatrischen Abteilung Sareptas, Karsten Jaspersen, lehnten diese Forderung ab. Am 27. Juli 1940 erfuhr v. Bodelschwingh durch den Regierungspräsidenten v. Oeynhausens, dass in den Anstalten der Inneren Mission Westfalens auf ein Ausfüllen der Meldebögen verzichtet werden sollte. „Man könne Bethel nicht schließen und wolle daher öffentlichen Konflikt mit uns vermeiden“, schrieb Bodelschwingh am 5. August 1940.

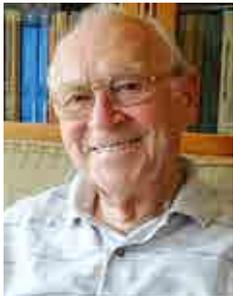
Am 12. August 1940 wurde **Braune von der Gestapo verhaftet** und blieb bis zum 31. Oktober 1940 in Haft. Im Februar 1941 erfolgte ein erneuter Besuch einer Ärztekommision, zudem erschien Hitlers Leibarzt Prof. Karl Brandt am 31. März 1941 „mit anderen Herren“ in Bethel und stellte eine „erneute Besprechung“ in Aussicht. Nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion am 22. Juni 1941 erfolgte im September 1941 der offizielle Stopp der „Euthanasie“-Morde im Rahmen der **„Aktion T4“** im Rheinland und in Westfalen. Von Prof. Gerhard Schorsch und den Betheler Oberärzten war zwischenzeitlich für jeden der ca. 3.000 Patienten und Patientinnen Bethels ein Gutachten angefertigt worden. Schorsch hatte dabei die Menschen in sieben Kategorien eingeteilt. Bei mindestens den ersten drei Kategorien (Vegetatives Dasein, Arbeitsunfähigkeit, Mechanische Arbeitsleistung) musste mit einem Abtransport in eine der „Euthanasie“-Mordanstalten gerechnet werden. In Bethel waren 446 Patienten bzw. Patientinnen davon bedroht. Zeitgleich hatte Karsten Jaspersen, der Chefarzt Sareptas, einen katholischen Kollegen in Telgte über die Verbrechen der „Euthanasie“ informiert, der diese Informationen an den Münsteraner Bischof Kardinal Graf v. Galen weitergab.

Trotz des im September 1941 verfügten offiziellen Stopps der „Euthanasie“-Morde fürchtete Fritz v. Bodelschwingh, dass die Krankentötungen weitergehen könnten. Im August 1943 schrieb er an Fritz Happich, Leiter der Anstalt Hephata in Treysa: „In der damaligen Form scheinen jene Maßnahmen nicht wieder in Gang gebracht worden zu sein. Ich fürchte aber, dass mit anderen Methoden dasselbe Ziel angestrebt wird. Etwa um die Jahreswende bekamen wir wiederum eine Aufforderung zur Ausfüllung von Fragebogen. Das habe ich ebenso wie 1940 abgelehnt.“ Im Februar 1945, also zwei Monate vor dem Kriegsende in Bethel am 04. April 1945, verfasste v. Bodelschwingh aus seiner Perspektive eine der wenigen von ihm erhalten gebliebenen Äußerungen über die Krankenmorde: **„Die Ärmsten unserer Kranken aber, die man in der letzten Zeit für lebensunwert erklärt hatte, blieben wunderbar bewahrt.“**



Reinhard Neumann
Dozent für Diakoniegeschichte und Philosophie
Einrichtung/Bereich:
Ev. Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde
Fachhochschule der Diakonie

» DIE ANFÄNGE PSYCHIATRISCHER PFLEGE – DER IRRENPFLEGERKURS



Helmut Rosemann

» Helmut Rosemann wurde 1929 geboren und kam Ende der 1940er Jahre als junger Flüchtling ohne christliche Prägung nach Bethel, bevor er ab April 1949 Diakonenschüler im Brüderhaus Nazareth wurde. Er empfand Bethel damals als „heile Welt“ und somit als völligen Gegensatz zu dem, was er bisher erlebt hatte. Ohne jegliche Vorerfahrung wurde er als junger Mann in das Haus Morija versetzt und traf im Hinterhaus der Einrichtung zum ersten Mal auf Menschen mit u. a. akut psychotischen Erkrankungen.

Herr Rosemann, können Sie sich noch an das Jahr 1949 erinnern und Ihre erste Station während Ihrer Diakonenausbildung?

Helmut Rosemann: Ja, natürlich. Ich lernte das Haus Morija (ca. 240 Patienten) mit seinem offenen Vorder- und dem geschlossenen Hinterhaus kennen. Das Vorderhaus war ein „first-class-Haus“ mit einzelnen Apartments und Balkonen. Es gab weiße Tischdecken, Semmeln und Bohnenkaffee zum Frühstück und wir sprachen nicht von Patienten, sondern von den „Herren“. Auf der Station A lebten überwiegend Selbstzahler und Männer, die sich eingekauft hatten. Ich selbst wurde als Diakonenschüler im Hinterhaus eingesetzt, in dem es 6 Stationen gab und Schlafsäle für 20–24 Menschen. Diese Männer, auch die langjährig chronisch Erkrankten, lebten unter den eingeschränktesten Bedingungen. Ohne irgendwelche Vorbereitungen wurden wir diesem Bereich zugeordnet. Ich kam damals an meinem ersten Tag auf die Station und fühlte mich völlig hilflos angesichts der abnormen Reaktionen der Patienten, die ich begrüßen sollte.



In welcher Weise wurde Ihnen Fachwissen vermittelt, um die Aufgaben bewältigen zu können?

Rosemann: Uns wurde Fachwissen nicht über Literatur vermittelt. Im Winterhalbjahr gab es Einführungen durch Ärzte über psychische Erkrankungen und Verhaltensformen. Eine Teilnahme an den „Kursen“ war für uns aber nur möglich, wenn die Arbeit (der „Dienst“) auf Station es zuließ. Eine spezielle auf die Arbeit zugeschnittene Anleitung gab es jedoch nicht. Das, was wir uns angeeignet hatten, entsprach der handwerklichen Ausbildung eines Meister-Lehrlings-Verhältnisses: Der Diakon zeigte uns, was wir zu tun und zu lassen hatten.

Welches waren Ende der 1940er Jahre die wesentlichen Grundpfeiler in der Psychiatrischen Pflege in Bethel?

Rosemann: Wir haben alle Arbeiten auf den Stationen verrichtet: von der Fußbodenpflege, dem Fensterputzen, über die Essensausgabe und die Medikamentenverteilung. Wir waren Putzfrau und Arzthelfer zugleich. Die Psychiatrie war das Schmutzkind der Medizin. Welcher Mediziner wurde schon Psychiater? In den staatlichen Anstalten hießen die Pfleger Wärter, wir wurden jedoch mit der Bezeichnung „Bruder“ angesprochen und haben als Diakonenschüler auch Andachten gehalten.

Haben die „Herren“ Ihre Andachten wahrgenommen?

Rosemann: Ich denke schon. Das ist ein Thema, das wir damals nicht reflektiert haben. Aber die Kombination von Bibeltext, Lied und Gebet hat eine spürbare Wirkung bei den „Herren“ erzeugt und zur Befriedung des Umgangs beigetragen. Es knisterte dann manchmal in der Luft, wenn neue Patienten eingeliefert worden waren, die mit den Ritualen noch nicht vertraut waren.

Wann gab es nach Ihrer Wahrnehmung die ersten Ansätze in Bethel, die Psychiatrische Pflege stärker zu professionalisieren?

Rosemann: Nach meiner Einsegnung als Diakon 1954 kam ich wieder nach Morija und nahm an dem sogenannten Irrenpflegerkurs teil. Das war das erste Mal, dass ich eine systematische irrenpflegerische Ausbildung, die ein Jahr dauerte, absolviert habe. Sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich der Struktur und des Aufbaus führte der Irrenpflegerkurs zu einer ersten Qualifizierung im Bereich der Psychiatrischen Pflege. Lehrer waren Ärzte aus Morija, junge Assistenzärzte, die die Vermittlung von Wissen übernahmen. Die Ausbildung fand regelmäßig und während der Dienstzeit statt und war vom Landschaftsver-

band anerkannt worden. Am Ende des Irrenpflegerkurses schrieben wir eine längere Abschlussarbeit und haben durch diese systematisch aufgebaute Ausbildung im Bereich der Psychiatrischen Pflege einen bedeutenden Schritt nach vorn gemacht. Dennoch haben Anfang der 1950er Jahre von den 40 jungen Brüdern in Morija nur jeweils 10 an dem Kurs teilnehmen können.

Was hat damals dazu geführt, dass der Kurs eingerichtet wurde?

Rosemann: Ich vermute, dass diese fachliche Entwicklung mit der damaligen ärztlichen Leitung, Dr. Schulte, zusammenhing. Morija war ein ärztliches Zentrum besonderer Art. Zudem gab es endlich speziellere Literatur, die sich zunächst unter den Ärzten ausbreitete, aber zeitversetzt auch das Pflegepersonal erreichte. Man muss sich in diesem Zusammenhang immer wieder klar machen, dass wir 12 Jahre in den Zeiten des Nationalsozialismus von jeglicher fachlicher Entwicklung abgeschnitten waren. In pädagogischer, medizinischer, therapeutischer und soziologischer Hinsicht waren wir gegenüber anderen europäischen Ländern weit abgeschlagen.

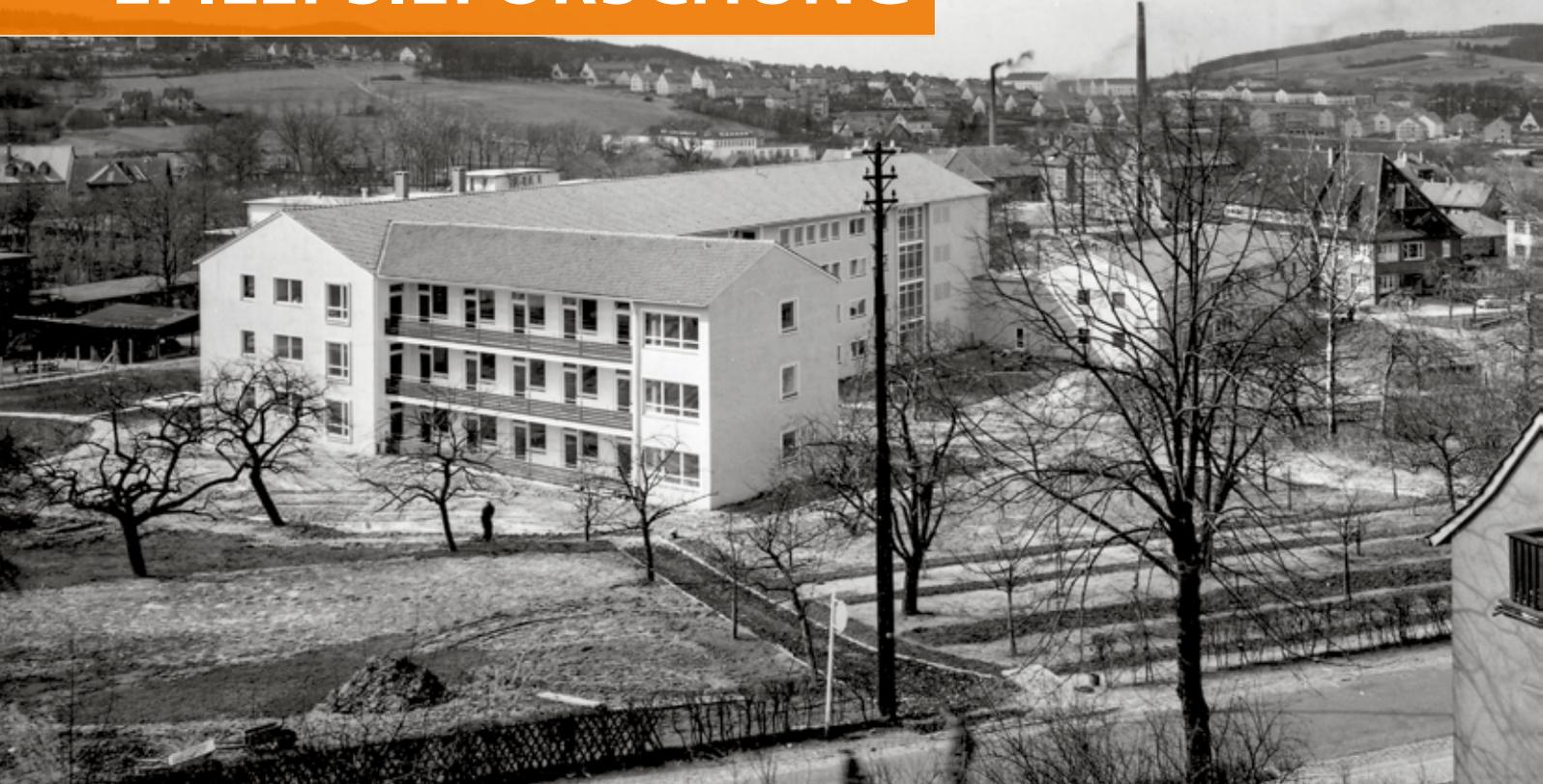
Was sind nach Ihrer Einschätzung die wesentlichen Meilensteine der Psychiatrischen Pflege in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel?

Rosemann: Neben dem Irrenpflegerkurs Anfang der 50er Jahre sehe ich als weiteren Meilenstein die Gründung des Instituts für Heilpädagogik im Jahr 1964. Bis in die 1960er Jahre stand das Fundament Bethels auf zwei Säulen: der Theologie und der Medizin. Doch damals forderte eine Gruppe junger Nazareth-Diakone neben diesen beiden Säulen die Pädagogik als dritte Säule ein. Damit wurde ein großes Veränderungspotenzial freigesetzt. Bis dahin hatten wir die Menschen gut gepflegt und versorgt, aber wir haben sie nicht gefördert. Die neuen Entwicklungen führten 1971 zur Gründung der Fachschule für Sozialpädagogik, die drei Ausbildungsschwerpunkte (Kindergärten/Heimerziehung/Heilpädagogik & Psychiatrie) einführte und 1973 initiierte Dr. Fricke die Ausbildung zum Sozial- und Milieupädagogen. Eine Kombination von Pädagogik und Krankenpflege, die sich leider nicht nachhaltig durchgesetzt hat und vom heutigen Berufsbild des Heilerziehungspflegers bzw. der Heilerziehungspflegerin und der Heilerziehungspflegehelfer und -helferinnen abgelöst wurde.

Ich danke Ihnen ganz herzlich für das Gespräch, Herr Rosemann.

Das Interview führte Katrin Krohne-Klaus.

» DIE GESELLSCHAFT FÜR EPILEPSIEFORSCHUNG



Neubau Mara I, 1962

» Die Gesellschaft für Epilepsieforschung e. V. wurde als Trägerverein für eine Forschungsklinik gegründet. Mit dieser Konstruktion konnten die unverzichtbaren Spenden nach dem erhöhten Satz von 10 % steuerlich geltend gemacht werden. **Das Ziel war die Forschungsklinik, die einen Quantensprung in der Geschichte Bethels bedeutete. Wie kam es dazu?**

1932 wurde Mara als erstes Epilepsiekrankenhaus in Bethel gebaut. 1940 übernahm Prof. Gerhard Schorsch die ärztliche Leitung Bethels. Darüber, wie er und Friedrich v. Bodelschwingh sich mit der Euthanasieaktion des Naziregimes auseinandergesetzt haben, ist viel, über seine sonstige Tätigkeit wenig geschrieben worden. Er war von der Universität Leipzig berufen worden, behielt dort bis 1945 eine Professur und bemühte sich in Bethel gleich nach Kriegsende, im Rahmen des Möglichen weiter zu forschen. 1946 wurde eines der ersten EEG-Geräte in Deutschland gekauft und mit Unterstützung der pharma-

zeutischen Industrie eine Forschungseinheit für Stoffwechseluntersuchungen eingerichtet. Anfang der 50er Jahre konnten, für eine nicht-universitäre Einrichtung ungewöhnlich, Fördermittel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingeworben werden. Mara hatte bei jährlich ca. 500 Aufnahmen auch bemerkenswerte Behandlungserfolge vorzuweisen. 1955 konnte über die Hälfte der Patienten/Patientinnen „in ihre Familie bzw. ihren Beruf“ entlassen werden, 20 Jahre zuvor waren es nur 14 % gewesen.

Schorsch konnte den Vorstand unter Leitung von Pastor Rudolf Hardt von einer neuen Sicht der Epilepsie als einer behandelbaren Krankheit überzeugen und davon, dass **Epilepsieforschung eine Aufgabe für Bethel** sei. Hier sah man besonders viele Patienten und Patientinnen, die Betheler Ärzte hatten große Erfahrungen sammeln können und man konnte Patienten/Patientinnen über längere Zeit beobachten und in Verlaufsuntersuchungen einbezie-

hen. Aber es fehlte an Betten, Arztzimmern, EEG-Untersuchungsplätzen, einer Fachbibliothek, und das Gebäude war nicht ausbaufähig. Weitblickend wurde eine neue Klinik mit ca. 100 Betten geplant, an der Forschung in den klinischen Ablauf integriert werden konnte.

Der Vorstand machte sich dieses 2 Millionen-DM-Projekt zu eigen und gewann für seine Umsetzung den erfahrenen Dr. Karl Jacobshagen, früherer Geschäftsführer von Industrie- und Handelskammern. Er entwickelte die Konzeption des Trägervereins und half, ein namhaftes Kuratorium unter dem Vorsitz von Ministerpräsident Karl Arnold zu gewinnen – mit sechs Direktoren von Universitätskliniken, Vertretern der Großindustrie einschließlich Betheler Gründungsfamilien, vier Landesministern aus drei Bundesländern und Vertretern des Bundesinnenministeriums und des Landschaftsverbandes. Die „Gesellschaft für Epilepsieforschung e. V.“ wurde am 11.10.1955 gegründet.

Ministerpräsident Arnold war bei einem Besuch in Bethel davon überzeugt worden, dass Epilepsie eine häufige Volkskrankheit mit schwerwiegendsten Konsequenzen für die Betroffenen sei, bei der entscheidende Verbesserungen durch neue Forschungsanstrengungen zu erhoffen waren. In vielen Dokumenten wird die **Bedeutung der Epilepsieforschung für die Volksgesundheit** herausgestellt, weshalb „weiteste Kreise innerhalb der Bundesrepublik interessiert sein müssen“. Bethel wollte für diese Aufgabe eigene Mittel einsetzen, brauchte aber Hilfe.

Die Unterstützung so erfahrener und prominenter Persönlichkeiten hatte Erfolg. Zunächst wurde aus Eigenmitteln ein Pavillon als provisorische Bettenstation erstellt, der später das Biochemische Labor beherbergte. 1962 war mit

dem Neubau der Klinik Mara die Basis für eine Entwicklung geschaffen, die schrittweise zum heutigen Epilepsiezentrum von internationaler Geltung führte.

1956 entwarf Prof. Schorsch ein Forschungsprogramm. Er betont darin die Unterschiede zwischen den verschiedenen Epilepsien und interessiert sich für Zusammenhänge zwischen seelischer Verfassung und hirnelektrischer Aktivität. Er erwähnt die Möglichkeit der seelischen Auslösung von Anfällen, die man nicht als „psychogen-demonstrativ“ fehlinterpretieren dürfe – ein Thema, mit dem sich die Psychotherapeutische Abteilung in Mara Jahre später befassen sollte. **Statt nur Medikamente zu verordnen, sollten die Bedingungen erforscht werden, die zu Anfällen führen:**

„Wir wollen uns bemühen, zu den Quellen der Störungen vorzudringen, um das krankhafte Geschehen so nahe wie möglich schon an seinem Ursprung zu beeinflussen und [...] schon seine Vorbedingungen zu bekämpfen.“

Solche Überlegungen sind dem Verfasser dieser Zeilen sehr vertraut. Am Anfang standen Verlaufsuntersuchungen zusammen mit Dr. Inge v. Hedenström, der ersten Leiterin des EEG-Labors. Schorsch wurde 1957 zum Vorsitzenden der neugegründeten Deutschen Sektion der Internationalen Liga gegen Epilepsie gewählt, die ihre ersten Tagungen 1958/59 in Bethel abhielt. Das Hauptthema der ersten Tagung, „Rehabilitation“, klingt wie eine Vorahnung, dass in Bethel einmal die erste **Rehabilitationsabteilung für Epilepsie** gegründet werden würde.

Die Klinik verblieb nicht in der Trägerschaft der Gesellschaft; sie hat jetzt die Rechtsform einer Krankenhaus-GmbH. Die Gesellschaft erweist sich aber bis heute als wichtige Plattform, wenn es um Aufgaben geht, die den Rang Bethels als nicht-universitäre Forschungsinstitution sichern, aber nicht im System der öffentlich geförderten Krankenhäuser unterzubringen sind.



Elektroencephalograph (EEG) aus den 1950er Jahren



Prof. Dr. Peter Wolf
Ehemaliger Leitender Arzt

Einrichtung / Bereich:
Epilepsieklinik Mara – Epilepsiezentrum

Expertenwissen:
Epilepsie

VOM BETTLER ZUM BÜRGER

» „Die Arbeit mit armen Menschen ohne Wohnung und Arbeit und oft mit weiteren sozialen und gesundheitlichen Problemen hat in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel eine lange Tradition. Friedrich v. Bodelschwing gründete 1882 Bethels erste „Arbeiterkolonie“ in Wilhelmshof/Senne.“³

Seither gab es viele Veränderungen im Verständnis der Problemlagen wohnungsloser Menschen wie auch im Hilfeangebot. Diese Veränderungen sind auch in Bethel nachzuzeichnen. **In der Bundesrepublik der 1950er Jahre blieben Arbeiterkolonien die Antwort auf Arbeits- und Wohnungslosigkeit.** Die Unterstützung beruhte auf dem Prinzip „Arbeit statt Almosen“. Ende der 1950er Jahre zeigte sich dann immer deutlicher, dass die komplett landwirtschaftlich ausgestatteten Arbeiterkolonien so nicht mehr ihren Zweck erfüllten. Die dort aufgenommenen Männer hatten immer weniger eine landwirtschaftliche, sondern vielmehr eine industriell handwerkliche Berufsbiographie. Anfang der 1960er Jahre wurden zunehmend Werkstätten für industriell gewerbliche Fertigung eingerichtet.

1962 wurde das Bundessozialhilfegesetz verabschiedet. Darin wird erstmals das Recht von Bürgern auf Sozialhilfe begründet – ein deutlicher Einschnitt in die gesellschaftliche Position armer und bedürftiger Menschen. Aufgenommen wurde im BSHG auch die „Hilfe für Gefährdete“. Die Hilfe war darauf ausgerichtet, „den Gefährdeten zu einem geordneten Leben hinzuführen“. Der Gefährdete sollte sich in die Obhut einer Anstalt, eines Heimes oder einer gleichartigen Einrichtung

begeben, wenn andere Arten der Hilfe nicht ausreichten. Wenn ein Gefährdeter die Hilfe ablehnte, konnte das Gericht eine Zwangsbewahrung anweisen.

Die neue Gesetzgebung wurde bald von der Realität überholt – von einer Zwangsbewahrung wurde letztendlich selten Gebrauch gemacht. Am 18. Juli 1967 kam das endgültige Aus. Das Bundesverfassungsgericht erklärte eine Zwangsbewahrung eines Erwachsenen, die weder dem Schutz der Allgemeinheit noch dem Schutz des Betroffenen selbst, sondern ausschließlich seiner Besserung diene, für verfassungswidrig.

Es war ein weiter Weg von der Barmherzigkeit zum Recht, denn in der praktischen Hilfekultur – die, das sei hier ausdrücklich betont, für viele Betroffene viel Gutes bewirkt hat – stand eine Kultur des Erbarmens im Vordergrund. **Heute gehört die konfessionelle Wohlfahrtspflege zu den konsequentesten Verteidigern des Sozialstaatsprinzips.**

Durch die oben beschriebenen gesellschaftlichen und rechtlichen Veränderungen wurde auch der Boden für Veränderungen in Bethel bereitet. Man muss sich neuen Herausforderungen stellen, wie Diakon Peter Frank, Leiter der Fürsorgeabteilung Bethel feststellte. „Die Frage, wie man Gefährdeten und Nichtseßhaften ohne Zwang wirksam helfen kann, wenn ihre Verwahrlosung erheblich fortgeschritten ist, muss nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts neu gestellt werden.“⁴

3) Prof. Wienberg im Positionspapier „Hilfen für Menschen in besonderen sozialen Schwierigkeiten“, 2013

4) Als Grundlage für den Artikel diene u.a. die Zeitschrift: wohnungslos: BAG Wohnungslosenhilfe (Hrsg.): wohnungslos. Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit. 46. Jahrgang, 3/2004

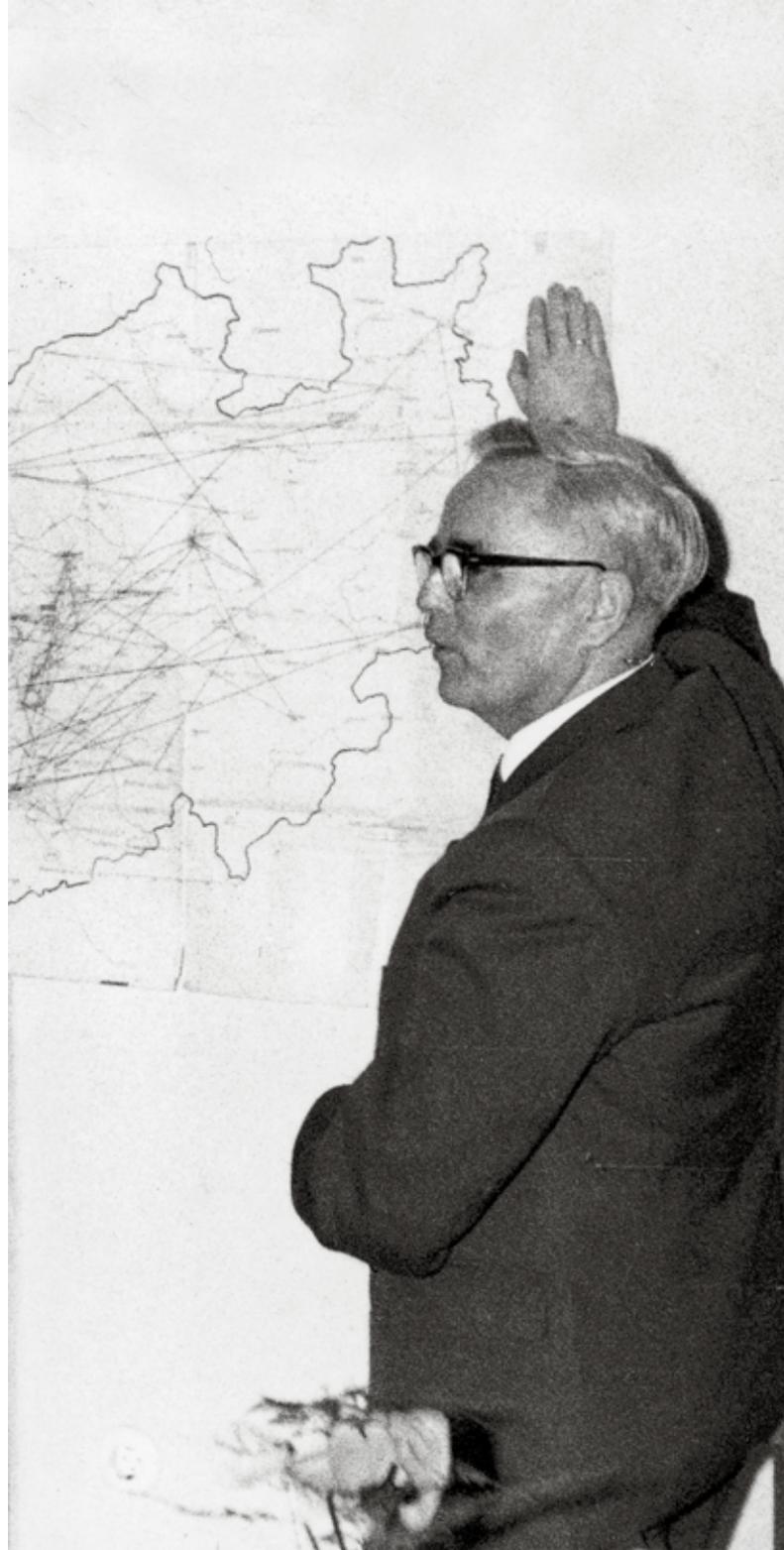


Diakon Frank war langjähriger Geschäftsführer des Gesamtverbandes der Fürsorge für Nichtseßhafte e.V., dem Vorläufer der Bundesarbeitsgemeinschaft für Wohnungslosenhilfe e.V.. Dass die Probleme und Ursachen der Nichtsesshaftigkeit ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gelangten, war im Wesentlichen sein Verdienst. Beim Aufbau des Verbandes leistete Bethel entscheidende Geburtshilfe. Der Vorsitzende kam aus den eigenen Reihen und Räumlichkeiten wurden ebenfalls zur Verfügung gestellt.

In Bethel wurden „Fürsorgefälle“ vor dem zweiten Weltkrieg von der Hauptkanzlei Bethel bearbeitet. 1952 kam es zu einer Neuordnung der Aufgaben der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel. Eine neu gebildete „Fürsorgeabteilung“ übernahm nun die Bereiche Wanderer- und Jugendberatung. Mit der Herberge am Ellerbrockshof entwickelte der damalige Leiter Diakon Frank ein modernes dreistufiges Resozialisierungszentrum. Sozialpädagogisch geleitete Wohnheime, Gruppen- und Psychotherapie sowie medizinische Versorgung gehen in Bethel auf seine Initiative zurück.

Auch außerhalb des Kerngeländes in Bielefeld wurden die Weichen in diesen Jahren in eine andere Richtung gestellt. Bei der Übernahme des Sarepta-Geländes in Gevelsberg war den Verantwortlichen klar, dass nicht mehr wie üblich in Bethel ein landwirtschaftlicher Betrieb für die Wohnungslosenhilfe aufzubauen war, sondern dass Arbeit und Beschäftigungsangebote im industriellen Sektor im Umfeld zu suchen waren. Auch im Heimathof Homborn, bei Hagen in Westfalen, der ursprünglich für die Zielgruppe zur landwirtschaftlichen Bewirtschaftung erworben wurde, stellte man das Konzept Mitte der 60er Jahre um und erschloss sich andere Finanzierungsquellen.

Heute zeichnet sich Bethel durch ein **vielfältiges Hilfesystem für Menschen in besonderen sozialen Schwierigkeiten** aus. Von Beratungsangeboten, Treffpunkten, ambulanter Betreuung bis hin zu stationären Hilfen können am individuellen Bedarf ausgerichtete Hilfen geleistet werden.



Diakon Peter Frank



Diakon Ulrich Weber
Regionalleiter

Einrichtung/Bereich:
Stiftungsbereich Bethel.regional
Regionalleitung Bielefeld Süd

Expertenwissen:
Hilfe für Menschen in besonderen sozialen Schwierigkeiten, Straffälligenhilfe

VON DEN GADDER-BENGELN ZU DEN BETHEL-ENGELN

» Als in der Bundesrepublik Deutschland 1956 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, musste auch eine Ersatzdienstpflicht geschaffen werden. Nach Jahren erbitterter Auseinandersetzungen konnte am 13. Januar 1960 das Gesetz über den zivilen Ersatzdienst verkündet werden. Vom „Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung“ erhielt die Stiftung Bethel in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel die offizielle Anerkennung, Ersatzdienstleistende beschäftigen zu dürfen. Die Zweiganstalt Homborn bei Hagen bekam im Jahr 1968, die Ortschaft Freistatt bei Diepholz 1969 die endgültige **Anerkennung als Einsatzort für den zivilen Ersatzdienst**. Noch vorsichtig begann man im April 1961 in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel mit 26 von bundesweit 340 Ersatzdienstleistenden.

Seit 1961 kamen Jahr für Jahr bald weit über 100, seit den 1990er Jahren sogar über 200 Zivildienstleistende nach Bethel – fast immer die größte geschlossene Gruppe von Zivis in Deutschland. **Junge Männer, geprägt von der Jugendkultur ihrer Zeit**. Ob brav, kritisch, rebellierend oder angepasst – sie alle brachten Impulse mit für das Leben und Arbeiten in Bethel und prägten das Klima in dieser diakonischen Einrichtung mit. Rebellierend gegen alle Traditionen und politisch motiviert durch Studentenbewegung und außerparlamentarischer Opposition – so trafen viele Zivildienstleistenden der 70er Jahre, im Betheler Volksmund „Gadder-Bengel“ genannt, in Bethel ein. Eine Zeit, in der sich Bethel selbst in einem tiefgreifenden Umwälzungsprozess befand. Die Zivildienstleistenden sprachen alle Missstände deutlich aus: überholte Hierarchien, unzumutbare bauliche Zustände, viel zu große Betreuungsgruppen, zu wenig Personal, kaum Zeit für den einzelnen Menschen und überkommene Formen der Frömmigkeit. Solche deutlichen Worte war man in Bethel nicht gewohnt. **Doch der kritische Blick von außen, von einer jungen Generation, hat dem eigenen Reformprozess weitere Impulse gegeben.**

Der erste Zivildienstleistende in Bethel



Die meisten Zivildienstleistenden in Bethel wurden in den Pflege- und Hilfebereichen und in den Werkstätten für Behinderte eingesetzt. Weitere Zivildienstplätze waren in den Krankenanstalten Gilead, in den Schulen für Kinder und Jugendliche mit schweren geistigen Behinderungen, in den Betrieben, in der Verwaltung und im Fahrdienst.

Im März 2001 leisteten 249 Zivildienstleistende ihren Dienst in Bethel und Eckardtsheim, 10 weitere in den Ortschaften Homborn und Freistatt.

Im Jahr 2001 beauftragte der Vorstand eine Projektgruppe von Fachleuten aus den unterschiedlichsten Bereichen Bethels mit der Entwicklung eines „bethel-eigenen“ Freiwilligen Sozialen Jahres und beantragte die Trägerschaft hierfür unter dem Titel „Betheljahr“. Die Zielvorgabe war eindeutig:

„Aufgrund der Kürzungen im Zivildienst und der wahrscheinlich zu erwartenden Abschaffung der Wehrpflicht und damit des Zivildienstes werden zukünftig weniger junge Männer Kenntnisse und Erfahrungen in sozialen Handlungsfeldern erwerben. Im Jahr 2000 absolvierten 135 000 Wehrpflichtige den Zivildienst in den unterschiedlichsten gemeinnützigen Arbeitsfeldern. Wenn diese große Anzahl junger Erwachsener dort nicht mehr tätig ist, wird sich dieses in vielerlei Hinsicht gesellschaftlich auswirken. Die Entwicklung der „sozialen Kompetenz“ ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, bei der insbesondere Organisationen wie die von Bodenschwinghschen Anstalten Bethel gefragt sind. Als Beitrag zu dieser Aufgabe entstand in den vBA Bethel die Idee, junge Erwachsene für freiwillige Dienste zu werben. Ein Freiwilliges Jahr in Bethel, welches Erfahrungen mit Gemeinschaft und Diakonie vermittelt und vielfältige Möglichkeiten zur beruflichen Orientierung bietet.“³

Bereits 2008 war es laut § 14c des Zivildienstgesetzes Zivildienstleistern auf Antrag möglich, nach ihrer Anerkennung zum Kriegsdienstverweigerer statt Zivildienst ein Freiwilliges Soziales Jahr abzuleisten. Im Betheljahr wurden diese zärtlich „14c-ler“ genannt.

Im Jahr 2011 wurde die Wehrpflicht ausgesetzt und damit auch die Pflicht, einen Ersatzdienst zu leisten. Das Bundesfamilienministerium brachte bereits 2010 das **Bundesfreiwilligendienstgesetz** auf den Weg und regelte damit den Übergang des, über ein Bundesamt geregelten, sozialen Dienstes zu seinem Folgemodell.

3) Auszug aus dem Projektauftrag des Vorstands der v. Bodenschwinghschen Anstalten Bethel zur Entwicklung des Betheljahres.



Teilnehmende aus dem Betheljahr

Die Freiwilligenagentur vereint seit dieser Zeit das Freiwillige Soziale Jahr und den Bundesfreiwilligendienst in den v. Bodenschwinghschen Stiftungen Bethel unter dem Erfolgs-Format „Betheljahr“. Die Platzzahlen stiegen seit dem Gründungsjahr 2002 bis 2016 von 25 auf fast 500 an. Jährlich bewerben sich ca. 1500 junge Menschen um einen Platz im Betheljahr. In der kontinuierlichen Weiterentwicklung dieses Formats expandierte das anfänglich auf den Bereich Bethel/Bielefeld fokussierte Betheljahr bis heute in die Dependenz Ruhrgebiet, Norddeutschland und seit 2016 auch nach Berlin.

War die ursprüngliche Motivation der jungen Menschen in der Zeit des Zivildienstes geprägt durch eine politische Protesthaltung gegen den Zwang des Wehrdienstes, so änderte sie sich bis heute hin stärker zur Suche nach persönlicher und beruflicher Orientierung. Was jedoch immer gleich geblieben ist, ist der Wunsch, sich mit hohem Engagement persönlich und empathisch in der Assistenz für Menschen mit verschiedensten Einschränkungen einzusetzen.



Walter Spratte
Diakon/Referent

Einrichtung/Bereich:
Betheljahr/Freiwilligenagentur

Expertenwissen:
Freiwilliges Soziales Jahr/Bethel allgemein

1967-1977

➤ PARADIGMENWECHSEL UND PROFESSIONALISIERUNG IN LOBETAL





Arbeitstherapie in Lobetal (Haus Kapernaum)

» Lobetal durchlebte in den 1950er Jahren einen gravierenden Strukturwandel von einer großen Wandererfürsorge- zu einer stationären Behinderteneinrichtung mit geriatrischem Anteil und psychiatrisch-epileptologischer Kompetenz. Neue Arbeitsfelder, wie die Kinder- und Jugendhilfe wurden in den 1950er Jahren staatlich bestritten. Die Arbeit mit „schulbildungsfähigen“ Kindern ging mit der Umsetzung des Bildungsmonopols der SED offiziell auf den Staat über. Die Lobetaler Schule wurde geschlossen.

Ende der 1960er Jahre bahnte sich in der ehemaligen DDR ein Wandel im Verhältnis von SED-Staat und Diakonie an. Dieser Prozess mündete in die Akzeptanz einer eigenständigen diakonischen Sozialarbeit im Gefüge des staatlichen Gesundheitswesens.³ Lobetal gelang der Aufbau einer erfolgreichen Epilepsiearbeit. Sichtbarer Höhepunkt dieser Entwicklung war die 1973 erfolgte Einweihung des mit Betheler Spendenmitteln errichteten Epilepsiekrankenhauses Tabor in Lobetal. Die 1959 aus Bethel kommende Psychiaterin, Frau Dr. Marie-Luise Schikarski, transferierte Wissen um den wirksamen Einsatz der in den 1950er und 1960er Jahren im Westen neu entwickelten Psychopharmaka und Antiepileptika. Dies ermöglichte

u. a. den **Aufbau einer DDR-weit führenden Epilepsieambulanz.**

Einen insbesondere an der Sektion Rehabilitationspädagogik der Humboldt-Universität Berlin akademisch verorteten Perspektivenwandel bezüglich der **Förderung „schulbildungsunfähiger“ Kinder und Jugendlicher**⁴, der bereits Ende der 1960er Jahre einsetzte, reflektierte Lobetal erst Anfang der 1970er Jahre. Die Lobetaler Jugendeinrichtungen „Bergauf“ und „Birkenhof“ wurden ohne nennenswerte Auswirkungen auf die praktische Arbeit „umdeklariert“ und als „jugendpsychiatrische Einrichtungen“ weitergeführt. In diesen Einrichtungen lebten ausschließlich männliche Jugendliche, mehrheitlich mit herausforderndem Verhalten, teilweise mit intellektuellen Beeinträchtigungen. Restriktive Regeln, der körperlich anstrengende Arbeitseinsatz in den landwirtschaftlichen Betrieben der Anstalt und ein strenger Tagesablauf schränkten die Möglichkeiten einer über den obligatorischen Schulbesuch hinausreichenden individuellen Förderung ebenso ein wie der akute Personalmangel.

Im „Birkenhof“ wurden, 1972 beginnend, mit dem Angebot einer künstlerisch-kreativen Freizeitbeschäftigung (Kreative Werkstatt) dennoch **Möglichkeiten individueller Förderung** eröffnet. Erste rehabilitations-

3) Vgl. u.a.: Ingolf Hübner, Diakonie zwischen Selbständigkeit und Kooperation, in: Ingolf Hübner, Jochen Christof Kaiser (Hrsg.), Diakonie im geteilten Deutschland. Zur diakonischen Arbeit unter den Bedingungen der DDR und der Teilung Deutschlands, Stuttgart 1999, S. 77-90.

4) Vgl. u.a.: Sebastian Barsch, Geistig behinderte Menschen in der DDR. Erziehung – Bildung – Betreuung, Oberhausen 2007.



Ausbildung zum Rehapfleger

pädagogische Ansätze zeigten sich zur gleichen Zeit in „Bergauf“ durch die Übernahme von Zulieferarbeiten für ortsansässige Handwerksfirmen. Die schwere Arbeit in der Landwirtschaft wurde durch anspruchsvollere, entgeltliche Tätigkeiten ersetzt. Ein markantes Beispiel für die sich in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre auch in Lobetal durchsetzenden Normalisierungskonzepte war die mit der Einrichtung von entlohnten Rehabilitandenarbeitsplätzen bezweckte Integration in die Arbeitswelt.

Einige große diakonische Einrichtungen erkannten Ende der 1960er Jahre die aus der staatlich sanktionierten, rehabilitationspädagogischen Forschung resultierenden Potenziale für einen möglichen Paradigmenwechsel in der Arbeit mit behinderten Menschen und organisierten den Wissenstransfer in die soziale Praxis über eigene Qualifizierungskonzepte. Lobetal verpasste diese Entwicklung zunächst u. a. wegen der skeptischen Position der damaligen Anstaltsleitung. Grundsätzliche Aufgeschlossenheit bestand dagegen bezüglich der Einführung der Arbeitstherapie. Die Qualifizierung von Arbeitstherapeuten aus Lobetal wurde ab 1970 in enger Zusammenarbeit mit der Klinik für Rehabilitation in Berlin-Buch angebahnt.

1973 regten leitende Mitarbeiter einen eigenständigen **Ausbildungsgang zum Rehapflegler** an, der, durch ein Curriculum untersetzt, am 01.09.1974 begonnen wurde. Diese Qualifizierungsmöglichkeit besaß nicht

Reha-Arbeitsplatz in der Wäscherei



Kreative Werkstatt („Birkenhof“)

nur fachlich, sondern auch wegen der staatlichen Anerkennung innerdiakonischer Abschlüsse durch die Ausbildungsvereinbarung vom 02.06.1975⁵ eine besondere Attraktivität. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre wurden in Lobetal über 40 Rehapflegler qualifiziert.

Die Ausbildung bestand zu gleichen Teilen aus der medizinisch-pflegerischen Grundausbildung und der Ausbildung in Förderungsarbeit (rehabilitative Tätigkeit) und erfolgte in enger Zusammenarbeit mit Dozenten der Sektion Reha-

⁵ Vgl.: Vereinbarung über die Ausbildung von mittleren medizinischen Fachkräften für eine Tätigkeit in evangelischen Gesundheits- und Sozialeinrichtungen in der DDR v. 2.6.1975.





Zulieferarbeiten (Heim Bergauf)

bilitationspädagogik der Humboldt-Universität. Spezifisch diakonische Inhalte wie Bibelarbeit, Katechetik, Andachten und Diakonik waren fester Bestandteil der dreijährigen Ausbildung, die durch einen Aufbaukurs komplettiert wurde. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre bereicherten zudem musik- und bewegungstherapeutische Ansätze die Arbeit mit behinderten Menschen.

Lobetal hatte mit dem Rehabilitationspfleger ein zukunftsfähiges Qualifizierungskonzept entwickelt, das den neuesten Wissensstand reflektierte und auf Erfahrungen anderer Einrichtungen zurückgriff. **Die Ausbildung von Rehabilitationspflegern bewirkte in Lobetal einen grundlegenden Paradigmenwechsel in der Ausrichtung hin zur Normalisierung der Lebenswelt behinderter Menschen.**

1971 begann die Diakonie in der ehemaligen DDR mit dem Aufbau einer zentralen diakonischen Ausbildungsstätte. Diese Entwicklung kulminierte 1976 in der Gründung des **„Diakonischen Qualifizierungszentrums“** (DQZ). Auch wenn die vielfältigen Ausbildungsgänge nur im innerkirchlichen Bereich Anerkennung fanden, war das DQZ sichtbarer Ausdruck des zerbröckelnden Bildungsmonopols der SED. Ab 1986 hatte das DQZ seinen Sitz im eigens dafür errichteten Bonhoeffer-Haus in Lobetal. Der heutige Schulstandort Lobetal steht in der Tradition des DQZ.

Übrigens ...

15 Kilometer nordöstlich von Berlin liegt Lobetal, das Zentrum der **Hoffnungstaler Stiftung Lobetal**. 1905 wurde auf Initiative von Pastor Friedrich von Bodelschwingh der „Verein Hoffnungstal e. V.“ gegründet, der unweit von Bernau die Arbeiterkolonien „Hoffnungstal“ und „Lobetal“ errichtete. Die Hoffnungstaler Stiftung Lobetal ist heute eine der vier Stiftungen im Verbund der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel.



Jan Cantow
Archivleiter

Einrichtung/Bereich:
Hoffnungstaler Stiftung Lobetal

Expertenwissen:
Geschichte und Gegenwart der Hoffnungstaler Stiftung Lobetal, Geschichte des Lazarus-Kranken-und-Diakonissenhauses

1967–1977

➤ DIE PSYCHIATRIE-ENQUETE UND IHRE FOLGEN





Blick auf das Haus Morija

» In die schrecklichen Verbrechen während der Nazi-Herrschaft an psychisch kranken und behinderten Menschen (Zwangssterilisation und „Euthanasie“) war das Personal der Anstalten tief verstrickt. Die historische Aufarbeitung dieser Verbrechen sollte systematisch erst in den 1980er Jahren beginnen.³ Nach Kriegsende zog sich die bundesdeutsche Anstaltspsychiatrie hinter die Mauern ihrer Einrichtungen zurück und verwaltete weitgehend klaglos das Elend. Sowohl in den öffentlichen als auch in den privaten Anstalten herrschten bedrückender Personalmangel, prekäre bauliche und hygienische Bedingungen, und es fehlten Fachkonzepte zur zeitgemäßen Behandlung und Versorgung der betroffenen Menschen.

Initiiert durch eine kleine Gruppe von Parlamentariern und Psychiatern, **gab der Deutsche Bundestag 1972 eine Psychiatrie-Enquete in Auftrag – also eine Untersuchung zur Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik**. Schon in ihrem Zwischenbericht 1973 prangerte die Kommission die „elenden und menschenunwürdigen Umstände“ in den psychiatrischen Anstalten an. Der Endbericht lag 1975 vor und enthielt Vorschläge zu einer grundsätzlichen Neuausrichtung der psychiatrischen Versorgung. Die Enquete hatte auf die Entwicklung in der Betheler Psychiatrie tief greifende Auswirkungen, und wesentliche Reformbausteine wurden in Bethel bereits von Beginn der 1970er Jahre an umgesetzt.⁴

3) Zu Bethel während der Zeit des Nationalsozialismus vergl. Benad, M. u. a.: „... unter Einsatz aller unserer Kräfte Anwälte unserer Kranken sein.“ Bethel und die nationalsozialistischen Krankenmorde – ein Überblick über den Stand der Forschung. In: Benad, M. u. a. (Hrsg.): Bethels Mission (4) – Beiträge von der Zeit des Nationalsozialismus bis zur Psychiatriereform. Bielefeld, Luther Verlag 2016, S. 17 – 28.

4) Die folgenden Ausführungen basieren zu großen Teilen auf der Arbeit von Frank Schlegel: „Wie soll es weitergehen?“ Die Take Off-Phase der Psychiatriereform in Bethel in den frühen 1970er Jahren. In: Benad, M. u. a. (Hrsg.): Bethels Mission (4), s. Anmerkung 1, S. 155-231.

Es war aber keineswegs nur oder erst die Enquete, die Reformimpulse in Bethel einbrachte. Vielmehr gab es **ein Bündel von Einflüssen, die schließlich in den 1980er Jahren zu einem Paradigmen-Wechsel in der Betheler Psychiatrie führten**. Seit Ende der 1960er Jahre entwickelten sich mehrere Impulsstränge von innen und von außen, von oben und von unten, die sowohl das Fachwissen als auch das Management und Organisationsentwicklungswissen betrafen.

1968 wurde Alex Funke Anstaltsleiter. Er veranlasste, dass 1970 die Hamburger Unternehmensberatung „Quickborner Team“ beauftragt wurde, in einem stark beteiligungsorientierten Ansatz Zukunftskonzepte für Bethel zu erarbeiten. Zwei Mitarbeiter des Teams, die engen Kontakt zur Enquete-Kommission hatten, waren über mehrere Jahre für Bethel tätig. Folgende Problemfelder wurden bearbeitet: „Klärung der Aufgaben und Ziele der v. Bodelschwingschen Anstalten, Personal-Probleme, Analyse und Neuplanung der Organisationsstruktur, Entwicklung neuer Konzeptionen in den einzelnen Aufgabenbereichen“ (Planungsinfo Nr. 1, Juli 1970). 1971 gab Funke das Motto aus: **„Von der Bewahranstalt zum Rehabilitationszentrum“**.

Für Matthias Benad ist 1970 dann auch das Stichjahr des Umbruchs – hier begann die Diskussion um Konzepte der Sozialpsychiatrie in Bethel. Die 5. Ausgabe der „Planungsinformationen“ titelte im März 1971: „Psychiatrie im Umbruch“. Darin heißt es: „Wir müssen in Bethel: Die therapeutischen Einrichtungen zu einem gestuften, koordinierten therapeutischen Angebot ausbauen! Extramurale Übergangseinrichtungen aufbauen! Die nachgehende Fürsorge stark ausbauen! Einfluss auf die Gesellschaft ausüben, um sie toleranter in ihrer Haltung dem Kranken gegenüber und so ‚bewohnbarer‘ für ihn zu machen!“

Die ersten Umsetzungsschritte wurden zügig gemacht:

- | 1971 Bau der Tages- und Nachtklinik im Haus Pniel
- | 1972 Gründung der ersten „anstaltsfernen Wohngemeinschaft“ und des ersten Patientenclubs in einem Bielefelder Gemeindehaus
- | 1974 Gründung von „Die Grille“ (Verein zur Integration psychisch Kranker/Leidender in Bielefeld), entstanden aus den Patientenclubs
- | Umsetzung und punktuelle Erprobung von Ansätzen wie therapeutische Gemeinschaft, Gruppen- und Beschäftigungstherapie

Parallel zu dieser Entwicklung war Bethel über Diakon Eberhard Schmidt fortlaufend an der Erarbeitung der Enquete beteiligt, und es flossen Impulse aus den Betheler Arbeitsgruppen in die Kommissionsarbeit ein. Umgekehrt wirkten Enquete-Experten wie Dr. Niels Pörksen an der Entwicklung der Konzepte in Bethel mit.

Ein weiterer wichtiger Wissens-Input ergab sich 1972: Die Tagung des „Mannheimer Kreises“, Vorläufer der „Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie“, fand mit 1.200

Teilnehmenden in Bethel statt – das erste Mal in einer Anstalt. „Es war sicher eine der unerwarteten Überraschungen ...“, dass die Patienten der Tagung ihren Stempel aufdrückten. Das ging soweit, dass gegen Tagungsende beim abschließenden Plenum im Betheler Assapheum die Patienten aus Bethel und Eckardtsheim Diskussionsthemen und Diskussionsverlauf unter sich ausmachten ... Schließlich wurde das Abschlussplenum zu einem Patientenforum, auf dem die Mikrofone von Trauben sich zu Wort meldender Kranker umlagert waren“ (Der Ring, Nr. 6, 1972, S. 10). Auf diese Weise **wurden auch die Patienten selbst zu Impulsgebern für den Umbruch.**

Ein anderer Wissens-Impuls von außen kann in seiner Tragweite kaum überschätzt werden: Die zunehmende Zahl von jungen, fachlich gut qualifizierten Mitarbeitenden. Noch Anfang der 1960er Jahre war in den Langzeitbereichen der Stiftung Bethel die Mehrzahl der Mitarbeitenden Diakone, davon ca. die Hälfte ohne einschlägige Fachausbildung. Ab Anfang der 1970er Jahre stieg die Zahl der jungen, sog. freien Mitarbeitenden sprunghaft an. Zum einen fehlte der diakonische Nachwuchs, zum anderen wurde im Zuge des Ausbaus des Sozialstaats die Personalausstattung deutlich ausgeweitet. **So kamen auch neue,**



Tagung des „Mannheimer Kreises“ (1987)



Neubau Haus Priel

gut qualifizierte Berufsgruppen nach Bethel wie Psychologen und Psychologinnen, Beschäftigungstherapeuten und -therapeutinnen und Sozialpädagogen oder Sozialpädagoginnen. Unter den neuen Mitarbeitenden war außerdem eine **wachsende Gruppe von Zivil-dienstleistenden**, die – ganz überwiegend vom Geist der „68er“ geprägt – hergebrachte Konzepte infrage stellten und Veränderungen einforderten.

Damit korrespondierte eine Bewegung von innen und unten, die sich exemplarisch und am deutlichsten ausgeprägt an der **„Keimzelle der sozialpsychiatrischen Aktivisten“** im Männerhaus Morija zeigte. Hier scharrte der sozialpsychiatrisch orientierte Assistenzarzt Hans-Christoph Schimansky eine Gruppe von engagierten jungen Mitarbeitenden um sich, die versuchten, im Haus neue therapeutische Konzepte umzusetzen. Dies geschah unter ausgeprägter, wenn auch nicht konfliktfreier Beteiligung von Patienten und Patientinnen. Morija galt außerdem als „Endlager für die schwierigen ZDLs“ (Schlegel, S. 198). Dokumentiert sind die Aktivitäten dieser Gruppe in insgesamt 13 Ausgaben der Patientenzeitschrift „Der Drücker“, die zwischen 1970 und 1973 erschienen. Letztlich verlor dieser Impuls mit dem Wechsel der tragenden Personen an Kraft und Nachhaltigkeit.

Insgesamt war es also ein Mix von Wissensimpulsen – von innen, von außen, von oben und von unten, von fachlichen, konzeptionellen, sozialpolitischen und auf Organisationsentwicklung bezogenen –, der den sozialpsychiatrischen Aufbruch Bethels eingeleitet hat.

Zwar wurde mit der Übernahme der klinisch-psychiatrischen Pflichtversorgung für einen Teil der Stadt Bielefeld im Jahr 1979 eine wichtige strukturelle Weichenstellung getroffen, insgesamt kam der konzeptionelle Aufbruch jedoch zunächst ins Stocken.

Er gewann erst wieder an Fahrt, als die Übernahme der Pflichtversorgung für die ganze Stadt Bielefeld 1985 bevorstand. Diese wurde in einem „Aktionsprogramm Psychiatrie“ vorbereitet, das u. a. das **erste Betheler Enthospitalisierungsprogramm** einschloss, denn das Haus Morija musste für die klinische Nutzung freigezogen werden. Erst im Laufe der 1980er Jahre entwickelte sich unter dem neuen Chefarzt der Psychiatrie, Dr. Niels Pörksen, **aus den relativ unverbundenen Reformbausteinen ein koordiniertes Versorgungssystem mit durchgängig sozialpsychiatrischer Ausrichtung**. Dabei wurden fortlaufend reformpsychiatrische Wissensimpulse aus dem In- und Ausland aufgenommen und implementiert. Zeitversetzt wirkten diese Impulse sich stark auf die Entwicklung von Konzepten und Versorgungsmodellen der Betheler Behindertenhilfe aus.



Prof. Dr. Günther Wienberg
Stellvertretender Vorstandsvorsitzender
Einrichtung/Bereich:
v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel

➤ KÜNSTLERISCHES WISSEN IN BETHEL

» Vor über 40 Jahren wurde das Künstlerhaus Lydda gegründet: Welche Erkenntnisse/welches Wissen hat damals dazu geführt?

Jürgen Heinrich: Das Künstlerhaus Lydda ist eine Einrichtung der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel. Seit 1969 werden hier Kunstwerke geschaffen, gesammelt und ausgestellt, seit fast fünfzig Jahren sind hier Menschen mit und ohne Beeinträchtigung künstlerisch tätig. Der Künstler und Diakon Werner Pöschel, besser bekannt als „petit frère“, erkannte 1969 die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels: Veränderte Sichtweisen auf die bildnerischen Arbeiten der Menschen aus Bethel, ausgelöst durch die originäre Bildsprache und die Authentizität der Werke, führten zu einem hohen künstlerischen Stellenwert. Die Zeit war reif: **Aus Patienten und Patientinnen, die sich durch ihre Bildwerke äußerten, wurden Künstler und Künstlerinnen, deren Bildwelten Bewunderung hervorrufen.**

Das Künstlerhaus Lydda versteht sich als „Akademie der Begegnung“: In welcher Weise nimmt Ihre Arbeit Einfluss auf die Menschen innerhalb Bethels und gestaltet dadurch die Entwicklung der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethels mit?

Jürgen Heinrich: Lydda versteht sich als Akademie der Begegnung, in der der Mensch als bildender Künstler im Mittelpunkt steht. Die **Freiheit des künstlerischen Ausdrucks** jedes Einzelnen und jeder Einzelnen ist Basis und Ziel der Arbeit in den Ateliers. Der offene Charakter

der künstlerischen Entwicklung wird von den Künstlern und Künstlerinnen selbst geprägt. Es gibt ganzjährig Kontakte, z. B. mit den Studierenden der Fachhochschulen in Bielefeld und Bethel: Durch das Prinzip eines osmotischen Austausches werden dadurch einerseits ständig neue Einflüsse, Ideen und Erfahrungen eingebracht und andererseits gehen die Lydda-Künstler und -Künstlerinnen als Dozenten bzw. Dozentinnen in die Schulen, Museen und andere Bildungs- und Kultureinrichtungen, um dort ihre Kunst zu vermitteln. („Die Künstler kommen – Kreative Gestaltung im sozialen Dialog“). In Gruppenausstellungen in der Galerie Lydda werden neben den Lydda-Künstlern und -künstlerinnen Gastkünstler/-innen eingeladen und internationale Kontakte des Künstlerhauses sichtbar gemacht: Künstler und Künstlerinnen aus Moskau, Istanbul und Japan stellen in Lydda ebenso aus wie Lydda-Künstler/-Künstlerinnen ihre Werke in Paris, Brüssel, Straßburg und Tokio zeigen.



Jürgen Heinrich

Leiter des Künstlerhauses Lydda, Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Bielefeld und an der Fachhochschule der Diakonie

Einrichtung/Bereich:
Stiftung Bethel

Expertenwissen:
Ein Lehrender und Lernender in Fragen der Kunst



» Seit 1983 fördert die Theaterwerkstatt Bethel gestalterische Initiativen von Menschen, die ihrer Fantasie und ihrer Welterfahrung Ausdruck verleihen möchten. Welches Wissen/welche Erkenntnis hat die Gründung der Theaterwerkstatt überhaupt möglich gemacht?

Matthias Gräßlin: Theater, Tanz, Musik und Performance bilden seit jeher existentielle Fragen und Erfahrungen ab. **Im künstlerischen Prozess kommt die ganze Lebensdynamik zum Tragen.** Künstlerinnen und Künstler bewegen sich immer wieder auf der Grenze verschiedener Lebensbereiche. Im Wechselspiel entwickelten sich so die Ausgestaltung religiösen Lebens, Umgangsformen, Architektur, Design usw. bis zu vielfältigen Formen der Lebenskunst. Der Theologe Martin Buber deutet den Ursprung der Kunst als dialogisches Prinzip „(...), daß einem Menschen Gestalt gegenübertritt und durch ihn Werk werden will. (...) Ich werde am Du; Ich werdend spreche ich Du. Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“³ Die Theaterwerkstatt Bethel ist von diesem Verständnis durch und durch geprägt. Sie gibt Raum für alle, die die künstlerische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen suchen und im Zusammenspiel mit Menschen unterschiedlichster Lebenshintergründe ihren Ausdruck finden⁴. **Theater verbindet, vermittelt und stärkt.**

In welcher Weise hat das Wissen um die Bedeutsamkeit unterschiedlicher künstlerischer Ausdrucksformen die Arbeit in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel weiterentwickelt?

Matthias Gräßlin: Die Arbeit der Theaterwerkstatt Bethel wirkt durch Kooperationen in alle Bereiche Bethels hinein. Hier kommen Menschen zusammen, die sich im Alltag aus den Augen zu verlieren drohen. So bietet der neu eingerichtete Arbeitsbereich „Volxakademie – Zentrum für inklusive Kultur“⁵ allen Interessierten Gelegenheit in Austausch, Nachdenken, Forschung und Beratung zu kommen; auch diejenigen, die sonst aufgrund ihrer Behinderung, Sprache und anderer sozialer Barrieren von vielen Wissenswelten ausgeschlossen sind. **Künstlerische Ausdrucksformen verstärken und ergänzen unsere Wahrnehmung als schöpferische Menschen, inspirieren uns zu neuen Ideen. Sie unterstützen uns in besonderer Weise in der Gestaltung lebendiger Gemeinschaft.**

5) Nähere Informationen unter www.theaterwerkstatt-bethel.de

3) Buber, Martin: Das dialogische Prinzip, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1986
4) vgl. Gräßlin, Matthias (Hrsg.): Das eigene Theater – die Theaterwerkstatt Bethel als Raum für künstlerische Entfaltung, Bethel-Verlag, Bielefeld 2008



Matthias Gräßlin
Leiter der Theaterwerkstatt Bethel

Einrichtung / Bereich:
Stiftungsbereich Bethel.regional

Expertenwissen:
Darstellende Künste, Kulturelle Bildung, Inklusion, Ästhetische Theorie und Praxis in sozialen Prozessen Nazareth

AUFBRUCH IN DIE ERNEUERUNG



Blick auf den Bethelplatz beim Jahresfest 1975



» Als am 16. April 1967 das 100-jährige Bestehen Bethels in der Westfalenhalle Dortmund mit rund 4000 Patienten und Patientinnen, westfälischen Posaunenchören und zahlreichen Gästen gefeiert wurde, ahnte wohl kaum jemand, wie grundlegend sich das Gefüge der Anstaltsortschaft in wenigen Jahrzehnten wandeln sollte.³

Dabei gab es bereits vorher untrügliche Anzeichen für einen massiven Reformbedarf.⁴ **Schwelende Konflikte um fehlendes Personal in der Pflege** befeuerten Diskussionen um eine Öffnung der Dienstgemeinschaft, bei der nicht mehr zwischen Diakonissen und Diakonen einerseits und „zivilen“ Kräften andererseits unterschieden werden sollte. Medizinische und therapeutische Fortschritte erforderten Konsequenzen für die Zusammensetzung und Arbeitsweise der Fachkräfte. Zugleich wuchs die (zunächst intern geäußerte) **Kritik an den Anstaltsstrukturen**. Forderungen nach mehr Kooperationsbereitschaft und Fachlichkeit in der Leitung richteten sich gegen tradierte Hierarchien und autoritären Führungsstil.⁵ Auch die Architektur der Anstaltshäuser erschien nicht mehr zeitgemäß – alles in allem gigantische Herausforderungen für das Selbstverständnis einer wertkonservativen, traditionsreichen Anstalt.

Mit dem Dienstantritt Alex Funkes am 1. Oktober 1968 als Nachfolger des Anstaltsleiters Friedrich v. Bodelschwingh III erfolgte ein „Paradigmenwechsel“.⁶ Im gleichen Jahr gaben die Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta und fünf Jahre später auch die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth den ihnen satzungsgemäß zustehenden **Alleinversorgungsauftrag** mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an die Stiftung Bethel zurück. Beide waren nicht mehr in der Lage, den enorm wachsenden Bedarf an qualifizierten Fachkräften zu erfüllen. Um die notwendige Umstrukturierung zu planen, wurde 1970 die **Hamburger Unternehmensberatung Quickborn** mit einer Bestands-



Bethelplatz 2017

3) Vgl. Bethel. Beiträge aus der Arbeit der vBA in Bethel bei Bielefeld, 1967, Heft 1.
 4) Friedrich von Bodelschwingh (1900-1977), „Wie soll es nun weitergehen?“, in: ders. (Hg.), Ein Jahrhundert Diakonie in Bethel, Bielefeld 1967, S. 122-124.
 5) Vgl. Matthias Benad, Von der Nachkriegsnot zum entfalteten Sozialstaat (1948-1986), in: ders./Hans-Walter Schmuhl (Hg.), Bethel-Eckardtshaus. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung als Teilanstalt (1882-2001), Stuttgart 2006, S. 509-570.
 6) Vgl. Alex Funke, Die von Bodelschwinghschen Anstalten in einer Zeit des Umbruchs (1968-1979), in: Matthias Benad (Hg.), Friedrich von Bodelschwingh der Jüngere und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung, Stuttgart 1997, S. 258-273.

aufnahme und Analyse der erhobenen Daten beauftragt. Publierte Zwischenberichte über die gewonnenen Erkenntnisse und unterschiedliche Lösungsvorstellungen sorgten für produktive Unruhe und Spannungen bei den Mitarbeitenden.⁷ Im Zuge der Neuorientierung wurde eine **Ausbildungsoffensive** gestartet: Der Evangelische Schulverein der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel wurde mit einer Trägerschaft für die wichtigsten beruflichen Ausbildungseinrichtungen im Mai 1970 gegründet. Die „Fachschule für Sozialpädagogik“ öffnete sich für männliche Absolventen und differenzierte sich fachlich in Heil-, Heim-, Elementar- und später Freizeitpädagogik. Am 1. August 1973 wurde die Fachschule für Heilpädagogik eröffnet, und 1975 kam die Fachschule für Sozial- und Milieupädagogik hinzu – alle drei standen unter der Leitung von Diakon Helmut Rosemann.⁸ Nach einer im Oktober 1972 vom Vorstand verabschiedeten Satzung sollten fortan unterschiedliche Fachrichtungen mit einem neuen Kommunikationsstil kooperieren (statt Gespräche – Papiere, statt Personen – Organe, statt Begegnung – Sitzung). Damit stand das tradierte Konzept des „ganzen Hauses“ zur Disposition: **Anstelle der Hauseltern traf nun ein Leitungsteam die Entscheidungen.**⁹

Die strikte **Geschlechtertrennung** wurde sukzessive aufgehoben und **neue Wohnformen** geschaffen, Stationen in kleine Wohngruppen mit Besuchs- und Begegnungsmöglichkeiten umgewandelt. Seminare zu Fragen der Sexualethik begleiteten den Prozess der Annäherung von Männern und Frauen (nach den drei Kategorien des Zusammenseins von Freundschaft, eheloser Gemeinschaft, Ehe). Dies erfolgte auch unter dem Eindruck liberaler Umgangsformen in Skandinavien, von denen sich der Vorstand persönlich bei einem Besuch überzeugen ließ. Die „Brautkurse“ in Nazareth wurden offiziell abgeschafft. Sie waren seit 1969 nicht mehr zustande gekommen, weil die Teilnahme nicht länger Pflicht war.

7) Vgl. Hans Wulf, Akzeptierter Umbruch. Planungsdiskussion in Bethel mit dem Quickborner Team, in: Innere Mission 61 (1971), S. 210-314.

8) Auch der Vorstand wurde um Hans-Joachim Schwager (1929-2004) mit der Zuständigkeit für pädagogische Fragen ergänzt.

9) Bis Anfang der 1990er Jahre wurden in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel sämtliche Hauseltern durch andere Leitungsformen ersetzt.

Sorgen um die Finanzierbarkeit des Reformprogramms schienen zunächst unbegründet zu sein, da die Wirtschaft vor der Ölkrise im Herbst 1973 florierte und Vollbeschäftigung Geld in die Staatskassen spülte. Neue soziale Leistungsgesetze der sozialliberalen Koalition von 1969 bis 1974 bewirkten eine Expansion des Wohlfahrtswesens: Eine wahre Reform- und Modernisierungseuphorie erfasste die ganze Bundesrepublik. Es war eine **Zeit des Auf- und Abbruchs**, auch architektonisch durch zahlreiche Abrisse und flächendeckende Neubauten dokumentiert – z. B. Neu-Nazareth, eingeweiht 1971 oder Neu-Jericho in Eckardtsheim. Der Wendepunkt kam 1974 als Folge der Öl- und Wirtschaftskrise: **Statt Arbeitskräftemangel gab es nun ein Überangebot**, sodass Bethel wieder Bewerbungen abweisen musste, bevor ab 1975 eine Konsolidierung im Personalsektor eintrat und die Stellensituation langfristig ausgeglichen und gesichert schien.

Wie lässt sich die Signatur dieses Jahrzehnts für die Entwicklung Bethels bestimmen? Strukturell waren die Weichen zur Auflösung des alten, klar konturierten Bethel-Milieus gestellt, mit einer **Trennung von Wohn- und Arbeitsbereichen**. Dieser Prozess erwies sich jedoch als schmerzhaft für alle Beteiligten, weckte latente Vorbehalte und erhebliche Widerstände. Es entstanden im Ge-



Pförtnerhaus am Betteleck



Abriss und Neubau in Bethel

genzug Refugien für strukturkonservative Kräfte, die den christlichen Charakter Bethels gefährdet sahen (z. B. war Eckardsheim ein Rückzugsort, auch das Diakonissenhaus Sarepta). Einige Abwehrkräfte sammelten sich in der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ um Paul Tegtmeier, eine Opposition gegen die Modernisierung im Protestantismus.

Durch die neuen Leitungsstrukturen kam es zu manchen gegenseitigen Blockaden von reformeifrigen Kräften und Bedenkenträgern. **Das Bedürfnis nach demokratisch-kooperativem Leitungsstil und einer transparenten Diskussionskultur kollidierte mit tradierten Strukturen und Denkmustern.** Nicht wenige erlebten die Umgestaltung als Bedrohung liebgewordener Gewohnheiten und vertrauter Rituale. Hierbei ist die doppelte Ausrichtung des Prozesses zu beachten: zwischen den Mitarbeitenden auf ihren unterschiedlichen Arbeitsfeldern und gegenüber den Erwartungshaltungen bzw. Ansprüchen der Bewohner und Bewohnerinnen/Patienten und Patientinnen. Ihre Verbundenheit untereinander – d. h. des Personals mit den ihnen Anvertrauten – entsprach einer **inklusiven Tradition Bethels**, die sich im turbulenten Jahrzehnt des Aufbruchs in eine ungewisse Zukunft als ein Rettungsanker erwies.



Jahresfest 1975



Dr. Ursula Krey

Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Neuere Kirchengeschichte, Diakonie- und Sozialgeschichte

Einrichtung / Bereich:

Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement (IDM) an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Expertenwissen:

Diakonie und Zivilgesellschaft, Religion und Politik, Traditionen und Strukturwandel

UMSETZUNGSPHASE GROSSER REFORMEN

» Die Grundstimmung des Aufbruchs war in den siebziger Jahren – ebenso wie der Bauboom – abgeflaut. Nun stand die Realisierung der großen Reformprojekte auf dem Programm – für die Verantwortlichen ein **mühevoller Diskussions-, Rechtfertigungs- und Umsetzungsprozess in kleinen Schritten**. Im März 1977 wurde mit dem neugegründeten Verein Krankenhausfunk in Bethel ein eigenes Medium für die Öffentlichkeitsarbeit etabliert. Weitere Maßnahmen resultierten aus den rasanten medizinischen Fortschritten, wie im Januar 1978 die Einrichtung des Bereichs „Kinder und Jugendliche“ im Fachbereich Epilepsie. Im August 1978 wurde das Institut für Neuropathologie zur Erforschung der Epilepsien und psychischen Erkrankungen eingerichtet, acht Monate später übernahmen die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel einen Teil der psychiatrischen Pflichtversorgung in Bielefeld, bevor sie 1983 durch Verträge mit der Stadt in die gesamte Regionalversorgung integriert wurden.³

³ Von 1981 bis 1984 wurde das Aktionsprogramm Psychiatrie der vBA Bethel durchgeführt. Dieses Programm beinhaltete u. a.: den Auszug der Langzeitpatienten aus Morija, die Angliederung von Morija an Gilead, die Gründung der Langzeithäuser Triangel, Roggen und Steinburg.

Im Dezember **1979 übernahm Johannes Busch die Anstaltsleitung** als Nachfolger von Alex Funke. Die Kontinuität der Reformen blieb gewahrt, da er als Nazareth-Vorsteher die eingeleiteten Veränderungen schon früher begleitet und mitgetragen hatte. In Nazareth verstand er sich weniger als Vorsteher, denn als Brüderpfarrer – eine Haltung, die auf sein neues Amt übertragen wurde. Johannes Busch bemühte sich um Kompromisse bei der Lösung von Problemen und versuchte, Kontrahenten zu versöhnen. Er meldete sich aber auch bei ethischen Fragestellungen wie der pränatalen Diagnostik zu Wort.

Ein weiteres heikles Thema war die Verwirklichung der Zielvorstellung einer gemischten Belegung von Männern und Frauen in den Anstaltshäusern: Vereinbarte Maßnahmen wurden zögerlich umgesetzt. 1982 wurde eine **sexualpädagogische Beratung** für die Bewohner und Bewohnerinnen und eine entsprechende Fortbildung für Mitarbeitende eingerichtet – im April 1984 wurde in Eckardtshaus ein Arbeitskreis mit einer Diplompsychologin, einer Ärztin und einem Seelsorger besetzt. Doch bis 1985

Schlafsaal im Haus Ebenezer mit eingebauten Abtrennungen, 1983



gab es dort kaum Fortschritte in Bezug auf eine gemeinsame Wohnung für behinderte Paare ohne Trauschein.⁴ Ab 1987 standen Themen wie Aids und die Abgabe von Kondomen in Zigarettenautomaten auf der Tagesordnung. Auch die Einstellung zur Homosexualität und der Umgang mit Homosexuellen war Gegenstand kontroverser Debatten. Ein weiterer Themenkomplex betraf die **religiöse Mündigkeit der Bewohner und Bewohnerinnen**: Die Teilnahmepflicht an den Andachten und Gottesdiensten wurde aufgehoben und durch das Freiwilligkeitsprinzip ersetzt – mit Konsequenzen für die öffentliche Darstellung (und Wahrnehmung) der Glaubenskultur.

Auf der Verwaltungsebene wurde die Umwandlung in ein diakonisches Unternehmen vorangetrieben. Dabei lassen sich die Bereitschaft zu Innovationen, aber auch früh reglementierende Tendenzen erkennen. Seit Anfang der 1980er Jahre wurde im Vorstand beraten, ob und inwieweit Diakonie unter ökonomischen Aspekten als Wirtschaftsunternehmen zu betreiben sei. Alfred Jäger, seit 1981 Professor an der Kirchlichen Hochschule Bethel, hatte 1984 das Buch **„Diakonie als ökonomisches Unternehmen“** verfasst (unter dem Einfluss des St. Galler Management-Modells).⁵ Diese Publikation erregte Aufsehen und polarisierte die Meinungen: einerseits Begeisterung und Erkenntnisgewinn, andererseits Ablehnung und Verriss. Die Vereinigten Vorstände Bethels beschäftigten sich eingehend mit seinen Thesen. Schließlich kam Johannes Busch vor dem Hintergrund sich zunehmend krisenhaft entwickelnder Rahmen- und Finanzierungsbedingungen im Jahresbericht 1984 zur Schlussfolgerung, es gehe künftig „vor allem um das Verhältnis von Theologie und Ökonomie, um die Frage also, wie es gelingen könnte, dass sich das Evangelium gestaltend, prägend und richtungsweisend auswirkt auf alle ökonomischen Entscheidungen eines diakonischen Unternehmens.“⁶

In der Lebenswirklichkeit Bethels lässt sich ab 1985/86 ein starker Veränderungsschub konstatieren. Er wird mit dem Begriff **„Enthospitalisierung“** beschrieben: So wurde 1985 der letzte noch vorhandene große Schlafsaal in einem Betheler Haus abgeschafft. Nun gab es ausschließlich Ein- oder Zweibettzimmer für die Bewohner und Bewohnerinnen. Sie gingen überwiegend geregelter Arbeit außerhalb ihres Wohnbereichs nach und erlebten so einen annähernd normalisierten Alltag, wenn auch in geschützten Konstellationen durch die autarke Infrastruktur Bethels.

4) Erst 1989 wurde die Regel offiziell aufgehoben, Anstaltswohnraum nur an Verheiratete zu vermieten.

5) Vgl. Alfred Jäger, *Diakonie als ökonomisches Unternehmen*, Bielefeld 1984.

6) Zit. nach Rainer Nußbicker, *Komplexität bewältigen*, unveröff. Masterarbeit, Bielefeld 2006, S. 35.



Bundespräsident Richard v. Weizsäcker besucht Bethel, 1985

Der Wandel individueller Lebensentwürfe in der Gesellschaft setzte sich fort. Dadurch wurde der Rückgang der Eintritte bei den Diakonissen in Sarepta beschleunigt, während Nazareth bereits 1972 mit der Ausbildung von Diakoninnen begonnen hatte. Das „zivile“ Personal in der Pflege und Betreuung nahm zu, neue Berufsgruppen wurden angestellt, veränderte gesetzliche Regelungen waren zu beachten. Dazu gehörten das moderne Arbeitsrecht sowie neue Ausbildungsanforderungen. Die Sozialwissenschaften führten höhere Standards in der Fachlichkeit ein, Verantwortung wurde infolge veränderter Leitungsstrukturen stärker delegiert. Diese Entwicklung förderte die Selbstbestimmung und stärkte das Selbstbewusstsein aller Beteiligten: ein Prozess, der keineswegs immer einvernehmlich und in Harmonie verlief, sondern durchaus auch konfliktträchtig. Unter dem Eindruck krisenhafter Rahmenbedingungen wurde das inklusiv ausgerichtete Sozialgefüge Bethels behutsam modernisiert, d. h. unter Berücksichtigung seiner starken Traditionsstränge. **Gerade die Koexistenz unterschiedlicher Traditionen könnte ein Erfolgsrezept für das diakonische Unternehmen und das Modell „Bethel“ sein.**



Dr. Ursula Krey

Wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Neuere Kirchengeschichte, Diakonie- und Sozialgeschichte

Einrichtung / Bereich:

Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement (IDM) an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Expertenwissen:

Diakonie und Zivilgesellschaft, Religion und Politik, Traditionen und Strukturwandel

GRUNDSÄTZE FÜR DAS LEBEN UND ARBEITEN



» Nahezu jede Mitarbeiterin, jeder Mitarbeiter erhält sie bei der Einstellung; vielen sind sie bekannt; alle sollten sie gelesen haben: die Grundsätze für das Leben und Arbeiten in den v. Bodelschwingschen Anstalten (heute Stiftungen) Bethel. **Wie sind die Grundsätze entstanden, wer hat sie geschrieben und warum gelten diese bis heute?**

Die 1970er und 80er Jahre erbrachten für den Verbund der v. Bodelschwingschen Stiftungen (damals noch Anstalten) erhebliche Veränderungen. Der Druck zur Veränderung kam wesentlich von außen durch neue Sozialgesetzgebungen und durch eine neue Qualität öffentlicher Kontrolle privater (auch kirchlicher) Institutionen. In der Folge gab es nicht nur institutionellen und baulichen Veränderungsdruck, sondern auch **erheblichen Bedarf zur Einstellung neuer Fachkräfte**. Mit neuen Personen in den Vorstands- und Teilanstaltsleitungen kamen auch neue Ideen zur Führungskultur auf. Beteiligungsorientierte und demokratische Elemente lösten nach und nach die bisher gewohnten „*vertikalen Herrschaftsstrukturen*“ (Pastor Alex Funke, Vorstandsvorsitzender 1968-1979) ab: „*Nicht länger das Regiment eines oder mehrerer Pastoren oder Hausväter, sondern die kollegiale Leitung von fachlich qualifizierten Mitarbeitern.*“³

Mit neuen Führungskräften und einer großen Zahl neuer, gut ausgebildeter Fachkräfte zogen auch ganz andere (z. B. humanistische) Lektorientierungen in die Anstaltsysteme ein. Öffnung und „Normalisierung“, gesellschaftliche Integration statt Separation waren neue Prinzipien sozialer Arbeit. Pastor Johannes Busch (Vorstandsvorsitzender 1979–1994) kam zu dieser Erkenntnis und Frage:

³) Alex Funke, Jahresbericht 1975, hier zitiert nach Matthias Benad, 2006, S. 544

„Zwar haben sich viele der alten Ordnungen im Laufe der Zeit überlebt (...) und sind zu Recht abgeschafft worden. Aber haben wir nicht versäumt, gleichzeitig danach zu fragen, welche Verbindlichkeiten denn heute und für die Diakonie der Zukunft unseren Auftrag wirksam unterstützen können?“⁴

Nach den Auf- und Umbrüchen der 60er und 70er Jahre entwickelten sich die 1980er Jahre deutlich krisenanfälliger. Die intensiven und teuren Aufbauprozesse waren insoweit vorbei, als nun auf dem erreichten Niveau weitergearbeitet werden musste bzw. Bethel sich Kürzungsdiskussionen aufgrund zunehmend angespannter öffentlicher Haushalte ausgesetzt sah. Mit dem enormen Wachstum und gleichzeitiger Differenzierung und Spezialisierung gingen nach innen **deutlich wachsende Bedarfe an Steuerung und Orientierung** einher, zumal es weitere hoch wirksame und dynamische Begleiterscheinungen gab.

Die Vereinigten Vorstände beschlossen 1984 die Erarbeitung „*längerfristig haltbarer Grundsätze für die diakonischen Ziele und die Aufgabenerfüllung der v. Bodelschwingschen Anstalten*“. Es wurde als notwendig angesehen, erklärend nach innen (in die Mitarbeiterschaft hinein) als auch darstellend nach außen zu vermitteln, was denn das „Diakonische“ sei. Der Veröffentlichung eines ersten Entwurfs 1985 folgte ein breit angelegter Diskussionsprozess, an dem sich viele Gruppen in allen Teilen Bethels aktiv beteiligten. **1988 wurden schließlich die „Grundsätze für das Leben und Arbeiten in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel“ veröffentlicht. Dieses Leitbild gilt seitdem uneingeschränkt.**

⁴) Johannes Busch, Jahresbericht Nazareth 1979, hier nach Helmut Rosemann, 2002, S. 206



Therapeutische Angebote in einer Einrichtung in Eckardtshiem

In den „Grundsätzen“ werden **diakonische Leitorientierungen** formuliert, die im Unterschied zur bisherigen Tradition Bethels nicht von oben erlassen, sondern **beteiligungsorientiert erarbeitet** wurden. In ihnen werden u. a. diese Aspekte des „Diakonischen“ besonders betont:

- | die Einzigartigkeit, die Individualität, das Lebensrecht und die Gott-Gewolltheit jeden Lebens;
- | der respektvolle Umgang, die Beteiligung und Transparenz sowie die Förderung von Begegnung und Gemeinschaft;
- | der offene Umgang mit Konflikten und Fehlern, die Bereitschaft zu gegenseitiger Vergebung;
- | der Auf- und Ausbau gemeindenaher Unterstützungsstrukturen neben dem Fortbestehen traditioneller (Anstalts-) Angebote des „beschützenden Lebensraums“;
- | der offene Charakter der traditionellen Anstaltsstandorte/Ortschaften als („Muster“-) Orte für Gottesdienst, Verkündigung, erfahrbare Gemeinschaft (S. 18) und menschenfreundliches Zusammenleben (S. 13)

Die Grundsätze für das Leben und Arbeiten in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel sind nach 1988 im Jahr 2005 in unveränderter Fassung neu aufgelegt worden. **Die Grundsätze sind bis heute das Betheler Grundlagenpapier zu fachlichen, theologischen und diakonischen Fragen.** Die Grundsätze bestehen fort, wurden aber durch weitere Instrumente und Dokumente ergänzt (u. a.):

- | 1998 die „Qualitätsgrundsätze für die Arbeit in den vBA Bethel“
- | 2000 die „Grundsätze für Zusammenarbeit und Führung in den vBS Bethel“
- | 2002 „Gemeinschaft verwirklichen – Unsere Vision und unsere Ziele bis 2010“ und die damit einhergehende Einführung des mehrdimensionalen Zielvereinbarungssystems (neue Fassungen jeweils in 2006, 2011 und 2016)



Wolfgang Roos-Pfeiffer

Diakon, Ältester der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth

Einrichtung /Bereich:

Stiftung Nazareth

Expertenwissen:

Diakonie, Theologie, Gemeinschaften, Beruf Diakonin/Diakon, Bethel Geschichte, Unternehmens- und Personalentwicklung

ANFÄNGE UND ENTWICKLUNG DER ÖKONOMISCHEN STEUERUNG

» Mitte der Achtzigerjahre entstanden im Betheler Vorstand Diskussionen um eine neue Unternehmensstruktur in Richtung auf eine übergeordnete Rolle des Vorstands (Förderung des Stiftungsauftrags und Sicherung der Einheit der Stiftungen) und eine größere Selbstständigkeit der vier damaligen Teilanstalten in der operativen Steuerung.

Dies führte 1987 zur Verabschiedung einer neuen Geschäftsordnung³ für die Leitungsorgane mit einer deutlichen Stärkung der **dezentralen Verantwortung**. Die Leitungen der Teilbereiche wurden mit weitgehenden Entscheidungsvollmachten ausgestattet und sollten erstmals neben der pädagogisch-fachlichen Verantwortung auch finanzielle Verantwortung übernehmen. Parallel dazu wurde auf breiter Basis eine neue Unternehmensverfassung erarbeitet – nicht zuletzt angestoßen von Prof. A. Jäger – in der erstmals der Begriff des **diakonischen Unternehmens** verwendet wurde. Eine zentrale Botschaft dieser Grundsätze⁴ hinsichtlich Organisation und Leitung war die These, Aufgabe, Kompetenz und Verantwortung zusammenzubringen.

Verstärkend kam hinzu, dass Ende der Achtzigerjahre eine erhebliche Unsicherheit im Vorstand entstand aufgrund ungünstiger Finanzergebnisse und mangelnden Vertrauens in die bisher ausschließlich zentral geführten Planungssysteme. Da gleichzeitig die Leitungen der Teilanstalten Bethel und Eckardtsheim personell neu besetzt wurden – in der kaufmännischen Funktion gezielt durch Quereinsteiger mit betriebswirtschaftlicher Fachkompetenz – sollte unter maßgeblicher Mitwirkung der

kaufmännischen Leitungen aus den beiden großen Teilanstalten eine neue, ergebnisorientierte Kostenrechnung mit aussagekräftigem Berichtswesen konzipiert werden. Mit dem hinzugekommenen **betriebswirtschaftlichen Wissen** wurde eine eigene, zeitgemäße Software für eine Kostenrechnung mit monatlichem Soll/Ist-Vergleich, Leistungsbericht und flexiblen Auswertungsmöglichkeiten eingeführt, die die Steuerung der Stiftung Bethel erheblich verbesserte. Dieses Programm war bis zur Einführung der externen Standard-Software von SAP/R3 im Jahre 1999 das maßgebliche Tool für die interne Steuerung.

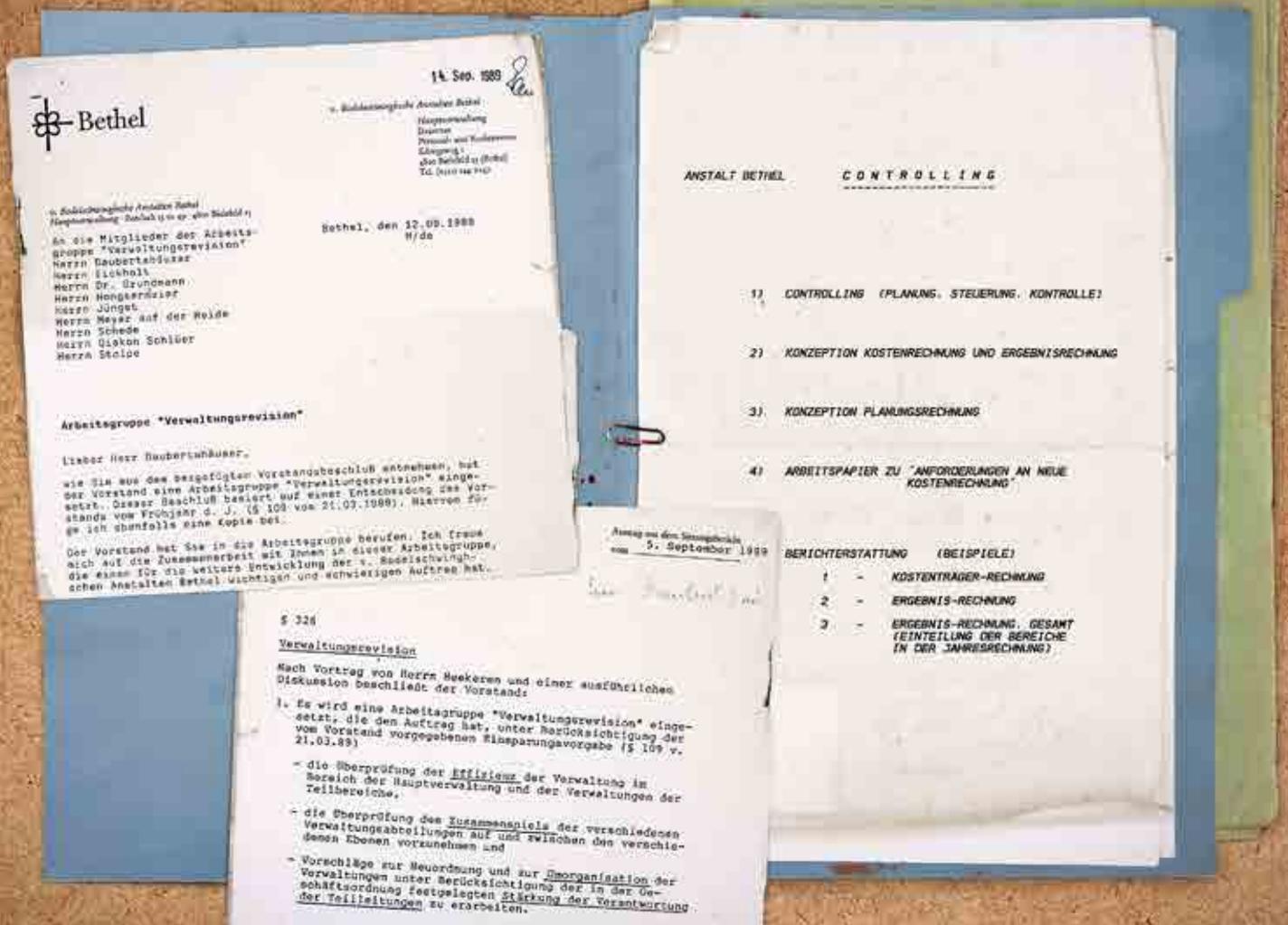
Zur weiteren zielgerichteten Umsetzung einer Dezentralisierung der Verwaltungsstrukturen beauftragte der Vorstand eine kleine Unternehmensberatung für Vorschläge zu einer umfassenden **Verwaltungsrevision**. Als treibende Kraft dahinter stand das für Personal und Recht zuständige Vorstandsmitglied (später stellv. Vorstandsvorsitzender). Die Ausgangslage war dadurch gekennzeichnet, dass es eine immer noch zentralistische Struktur mit einer allumfassenden Hauptverwaltung gab (die von Pastor Funke in den 70-er Jahren eingeleitete inhaltliche Modernisierung der Anstalt hatte die Verwaltung nicht erreicht): Die Planung erfolgte nur zentral und top down. Ressourcenverteilung, Ergebnisrechnung und Umlagen waren eine Black-Box; Investitionsentscheidungen oblagen nur dem Vorstand (ohne Wirtschaftlichkeitsprüfung und ohne transparente Kriterien). Finanzwirtschaftlich bestanden übergreifende Pflegesatzbereiche über mehrere Teilanstalten; es fehlte die Übereinstimmung zwischen Verantwortungs- und Abrechnungsbereichen; eine echte Budgetverantwortung durch die Teilbereiche war unmöglich. Zudem steckten alle Teilanstalten in einer Verlustsituation (zusammen ca. 20 Mio. DM). Das Projekt Verwaltungsrevision bewirkte nun ab 1990 eine neue

3) Geschäftsordnung/Richtlinien für die Wahrnehmung der Aufgaben durch den Vorstand einerseits, die Direktionen Sarepta und Nazareth sowie die Teilanstaltsleitungen Bethel, Eckardtsheim, Freistatt und Homborn andererseits, verabschiedet durch den Vorstand am 2. Juni 1987

4) Grundsätze für das Leben und Arbeiten in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, verabschiedet Juni 1985



Wesentliche Akteure in der damaligen Zeit (v. l. n. r.): Hans-G. Daubertshäuser (Kfm. Leiter Bethel), Rainer Heekeren und Hans Werner Schede (Vorstand) sowie Wolfgang Schrödter (Kfm. Leiter Eckardtsheim).



Erste Ideen eines zeitgemäßen Controlling-Konzeptes (1989)

Aufteilung in Funktionen mit **dezentralem** Schwerpunkt (Personalwesen, Planung/Controlling, Pflegesatzwesen, Kostensicherung, Leistungsabrechnung, Bauwesen) und in solche mit **zentralem** Schwerpunkt (Finanzbuchhaltung, Personalentwicklung, IT, Recht, Revision, später entstand aus der Planungsabteilung das Zentrale Controlling). Mit dieser wichtigen Aufgabenverteilung, die teilweise gegen erheblichen Widerstand aus der ehemaligen Hauptverwaltung erkämpft werden musste, waren die Teilbereiche in der Lage, finanziell zu planen und zielgerichtet zu steuern.

Vor diesem Hintergrund begann zunächst die Teilanstalt Bethel, eine Controlling-Abteilung aufzubauen, andere Teilanstalten zogen nach. Mit großem Pioniergeist wurde die neue dezentrale Steuerung Zug um Zug mit Leben gefüllt. Durch umfassende Schulungen konnte sukzessive die Budgetverantwortung auf alle Leitungsebenen verteilt werden. Die Einführung der **Controlling-Philosophie** mit interner Budgetierung und Zielvereinbarung bewirkte eine deutlich erhöhte Transparenz und eine spürbare Akzeptanz in der Organisation. Gemeinsam mit der Optimie-

rung der Refinanzierung durch die erstmalig dezentrale Verantwortung für die Entgeltverhandlungen konnten in den folgenden zehn Jahren die ursprünglichen Defizite abgebaut und ein ausgeglichenes Ergebnis der Teilanstalten ausgewiesen werden.

Entscheidend hierfür war die Bereitschaft des Vorstands, konsequent den Weg der Delegation von Verantwortung zu gehen und die administrative Dezentralisierung mit neuen, betriebswirtschaftlich erfahrenen Führungskräften zu wagen.



Hans-G. Daubertshäuser
Vorsitzender der Geschäftsführung (bis 2014)

Einrichtung/Bereich:
Stiftungsbereich Bethel.regional

Expertenwissen:
Diakonie und Ökonomie, doppelte Dezentralisierung

➤ STRUKTURREFORM 2000 UND DIE FOLGEJAHRE



Bethel 

v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel

Hauptverwaltung

Königsweg 1

» Der Stichtag war der 26.11.1999. Da beschloss der Vorstand der v. Bodelschwingschen Stiftungen – damals noch v. Bodelschwingsche Anstalten – das „Unternehmen“ neu zu organisieren. Die Idee bestand darin, die vorhandenen Angebote beizubehalten, jedoch **thematisch statt geographisch** zusammenzuführen. Ein Beispiel ist die Altenhilfe, die bis dahin von allen Betheler Stiftungen angeboten und in der Folge des Beschlusses einer (mehrköpfigen) Geschäftsführung zugeordnet wurde. Im Zuge dieser Maßnahmen wurden die bis dahin bekannten **Teilanstalten aufgelöst**.

Mit diesen Maßnahmen war Bethel z. B. der 2003 erfolgten Landesentscheidung (NRW), die Zuständigkeiten für die stationäre und ambulante Eingliederungshilfe übergeordneten Sozialhilfeträgern [Landschaftverband Westfalen-Lippe (LWL) und Landschaftsverband Rheinland (LVR)] zuzuführen, inhaltlich ein paar Jahre voraus. Inhaltlich besonders deshalb, weil die auch für die Eingliederungshilfe [Behindertenhilfe und Integrationshilfen (Psychiatrie/Sucht)] vorgenommenen thematischen Verbände ein intensives Arbeiten an dem gesetzlich vorgegebenen Credo „ambulant vor stationär“ zur Folge hatten. In Absprache mit dem Kostenträger (überwiegend LWL) wurde es so möglich, den begonnenen Prozess des Abbaus stationärer Plätze auf den Anstaltsgeländen nicht „nur“ zugunsten ambulanter Angebote weiter zu forcieren, sondern zugleich gut begründet und in Abhängigkeit zum Platzabbau in der Ortschaft Bethel auch neue stationäre Angebote für Adressaten und Adressatinnen in ihren Heimatregionen anzubieten. Damit begann der Weg, „Betheler Wissen“ aus der „Anstalt“ in die Regionen zu bringen.

Verbunden mit dieser **„Regionalisierung“** war und ist jedoch nicht ein einseitiger Wissenstransfer verbunden. Auch Bethel selbst lernte und lernt von und in den Regionen. Als ein wesentlicher Aspekt dieses Lernens ist hervorzuheben, dass die thematische Unternehmenslogik, z. B. in der Differenzierung von Behindertenhilfe und Integrationshilfen, von Verantwortlichen in den Regionen nur bedingt nachvollzogen werden konnte und wollte. Es wurde gefragt, warum es für die Behindertenhilfe andere Ansprechpartner bzw. Ansprechpartnerinnen gebe als für Menschen mit psychischen und/oder suchtbedingten Erkrankungen. Ganz konkret wurde gefragt: **Ist das denn nicht alles Bethel?**

Die Berechtigung dieser Frage wurde von Bethel (an-)erkannt. Und so änderte Bethel (aus noch mehr Gründen als dieser Frage) die Strukturen seiner Unternehmenssteuerungen erneut. Hierbei wurden nach innen Verantwortungsbereiche anders verteilt und zudem, dann auch nach außen sichtbar, die veränderte Struktur in Namensänderungen überführt. Nach über hundert Jahren „Anstalt“ beschloss der Aufsichtsrat im Herbst 2009, dass ab Januar 2010 der Name **„v. Bodelschwingsche Stiftungen“** gelte. Konsequenterweise fortgeschrieben wurde diese Entwicklung im Jahr darauf, als im Januar 2011 der neue Unternehmensbereich Bethel.regional als Zusammenschluss aus Behindertenhilfe, Integrationshilfen, Bethel vor Ort sowie von Jugend und Beruf die Frage, *ob das alles Bethel sei*, mit ja beantwortete.

In Bezug auf „Wissen“ hatte diese Fusion zur Folge, dass **die Kompetenzen der einzelnen Handlungsfelder zusammengeführt** und nun unter dem gemeinsamen Paradigma neuer Schlagwörter wie *Inklusion* und *Sozialraumorientierung* in entsprechende Ziele übertragen werden konnten. Ziele im Übrigen, die bereits in den v. Bodelschwingschen Anstalten formuliert waren (und seither fortgeschrieben werden), als im Jahr 2001 zum ersten Mal die **„Vision – Gemeinschaft verwirklichen“**³ als Mission Statement (Begründung des Handelns einer Organisation) benannt wurde.

Zusammengefasst bedeutet die Wissensentwicklung Bethels, die natürlich weit über das hier aufgegriffene Beispiel von Bethel.regional hinausgeht: **Aus der Geographie der Anstalten wurden thematische Schwerpunkte zum Vertiefen des Wissens gebildet**, die in der Folge als „Wissens-Gesamtpakete“ geschnürt in Regionen gegeben werden konnten und immer noch gegeben werden können. Dabei gibt es immer wieder Einflüsse aus einzelnen Regionen, in denen z. B. in Projekten etwas ausprobiert wird, die dann in das Gesamtunternehmen zurückfließen und als Wissen in anderen Regionen zur Anwendung kommen (können).

³⁾ siehe: <http://www.bethel.de/ueber-uns/unsere-vision.html>



Prof. Dr. Frank Dieckbreder
Professor für Geschichte, Theorie und Organisation sozialraumorientierter Sozialer Arbeit

Einrichtung/Bereich:
Fachhochschule der Diakonie

Expertenwissen:
Geschichte, Theorie und Organisation sozialraumorientierter Sozialer Arbeit

DIGITALISIERUNG UND TECHNISCHE ASSISTENZ

» Technologien sind heute in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel ein fester Bestandteil des Alltags. Im Krankenhaus sind viele Untersuchungen und Behandlungen durch hoch entwickelte Technologien überhaupt erst möglich. In anderen Arbeitsfeldern ist die Unterstützung von Menschen mit Beeinträchtigungen bei der Nutzung digitaler Medien und Technologien zunehmend fester Bestandteil der Arbeit. Auch Verwaltungstätigkeiten sind ohne EDV-Systeme kaum noch denkbar.

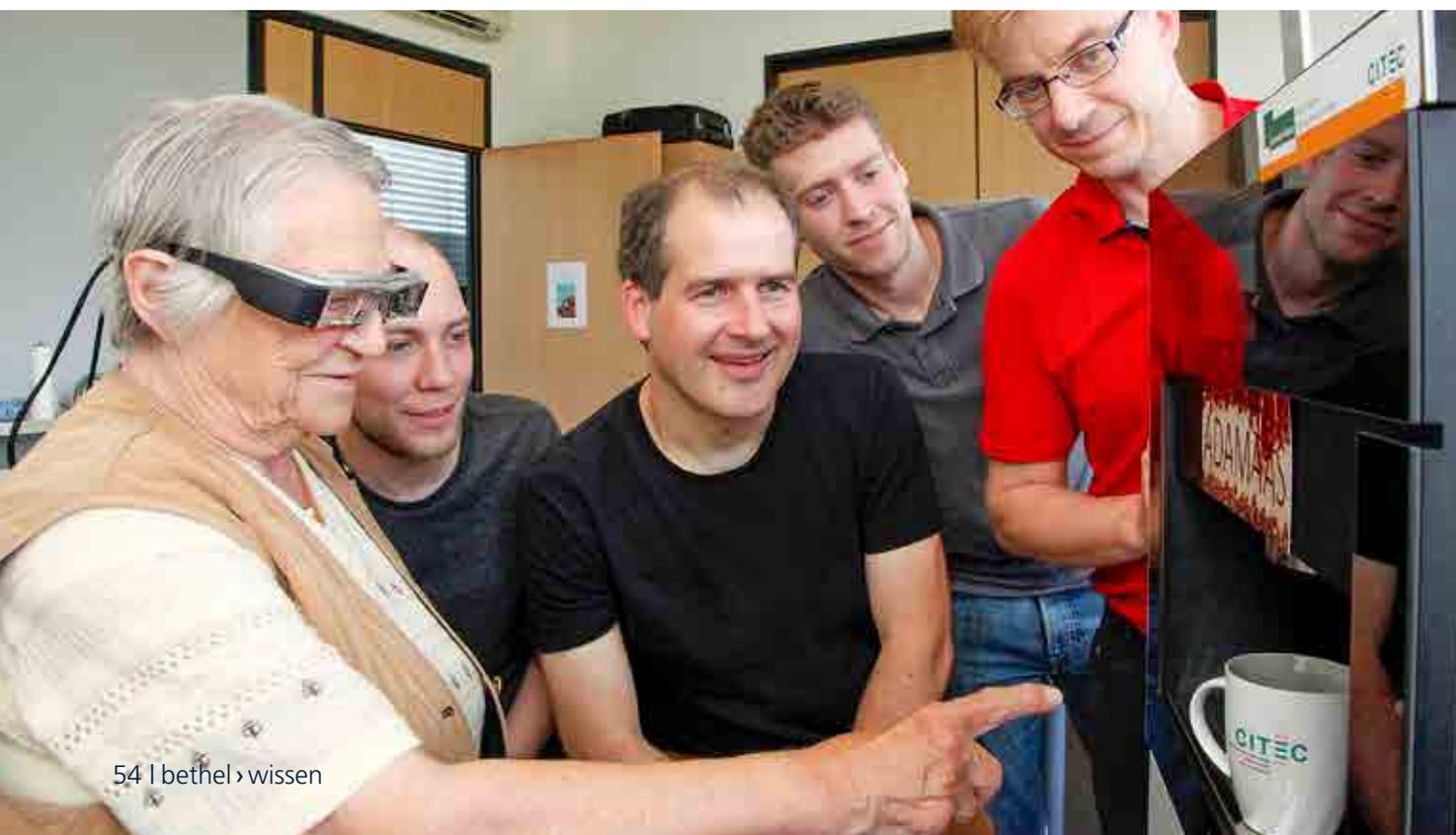
In der Verwaltung haben erste Computer bereits in den 1980er und 1990er Jahren Einzug gehalten. In Pflege, Betreuung und Versorgung brachte der Beginn der computergestützten Dokumentation deutliche Veränderungen in den Arbeitsprozessen mit sich. Bereits mit der Einführung der Pflegeversicherung in den 1990er Jahren begann die Altenhilfe in Bethel ihre Dokumentation auf ein EDV-System umzustellen. Im Jahr 2000 startete die Einführung von DoSys, dem bis heute in vielen Bereichen Bethels verwendeten Dokumentationssystem.

Im Rahmen des Projektes ADAMASS wird eine intelligente Brille entwickelt.

Etwa zehn Jahre später bekam das Thema Digitalisierung zudem neuen Schwung. 2010 begann die Planung von zwei Projekten, die erstmals das Thema der assistiven Technologien in den Blick nahmen. Das war der **Bau des Seniorenzentrums Breipohls Hof** in Bielefeld, das so geplant wurde, dass dort sowohl aktuelle als auch zukünftige Technologien zum Einsatz kommen können. Hierfür wurde eine Bus-Technologie³ eingebaut, die mit dem Lichtrufsystem gekoppelt ist, jedes Zimmer verfügt über Smart-TVs, bei Bedarf können Bettsensorik oder Dusch-WCs zum Einsatz kommen und vieles mehr.

Das zweite innovative Projekt war das **PIKSL-Labor**, das von der In der Gemeinde Leben gGmbH, einer Tochtergesellschaft der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, in Düsseldorf aufgebaut wurde. PIKSL steht für Personenzentrierte Interaktion und Kommunikation für mehr Selbstbestimmung im Leben. Das PIKSL-Labor bietet einen offenen Ort, an dem Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen jeden Alters neue Medien und Technologien ausprobieren,

³) Mit Hilfe von Bus-Systemen kann eine Reihe von Technologien so miteinander vernetzt werden, dass ein Datenaustausch zwischen ihnen möglich ist. Das ermöglicht z. B. die Steuerung von Beleuchtung, Heizung, Rufanlage und anderer Geräte innerhalb der Einrichtung.





Das PIKSL-Labor in Bielefeld

sich dazu austauschen und gemeinsam lernen können. Zudem bietet das PIKSL-Labor den Rahmen für sozio-technische Innovationen – neue Ideen können hier gemeinsam mit Partnern aus Forschung, Industrie und Wirtschaft entwickelt und getestet werden.

Etwa zeitgleich begann die **Kooperation mit dem Exzellenzcluster CITEC** der Universität Bielefeld, wo „kognitive Interaktionstechnologien“ entwickelt werden. Diese Kooperation bot beiden Partnern neue Möglichkeiten: für Bethel, sich mit neuen Technologien und ihren Einsatzmöglichkeiten intensiver auseinanderzusetzen und für CITEC, die zu entwickelnden Technologien an den tatsächlichen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen potenzieller Nutzerinnen und Nutzer auszurichten, sie mit ihnen zu erproben und weiterzuentwickeln. Das erste gemeinsame Projekt **„Virtuelle Assistenten und deren soziale Akzeptanz“, kurz VASA**, ging 2012 an den Start. Im Fokus stand ein virtueller Assistent, der Menschen mit Hilfe einer Kalenderfunktion bei ihrer Tagesstrukturierung und bei der Nutzung von Videotelefonie unterstützt. Inzwischen ist daraus ein umfangreiches, interdisziplinär angelegtes Projekt geworden, das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird und den Titel **KOMPASS** trägt.

In Bethel wurde die Relevanz dieses Themas also schon vor Jahren erkannt. Dies ist auch daran ersichtlich, dass der

Vorstand die Entwicklung, Erprobung und Anwendung assistiver Technologien sowie die Kooperation mit Wissenschaft und Forschung dazu bereits in die **Strategischen Entwicklungsschwerpunkte** für den Zeitraum 2011 bis 2016 aufgenommen hatte. Ein Blick in die aktuellen bis 2022 gültigen Strategischen Entwicklungsschwerpunkte zeigt, dass das Thema weiterhin hohen Stellenwert besitzt. Inzwischen sind es sogar drei Schwerpunkte zu Digitalisierung und technischer Assistenz.

Darüber hinaus ist in den vergangenen Jahren eine Reihe spannender Projekte entstanden, z. B. **KogniHome**, wo eine „intelligente“ Wohnung entwickelt wird, die Menschen im Alltag unterstützt. Im Projekt **ADAMAAS** wird eine intelligente Brille entwickelt, die Menschen bei Handlungsabläufen unterstützt und z. B. Arbeitsschritte aufzeigt. Außerdem wurde eine Lösung erarbeitet, mit der den Klientinnen und Klienten in den Einrichtungen Bethels W-LAN angeboten werden kann und die zugleich den Anforderungen im Bereich von Datenschutz und Datensicherheit gerecht wird. Dies wird nun nach und nach umgesetzt.

Es gibt noch viele Ideen zum Einsatz von Technologien, die wir in den nächsten Jahren ausprobieren und in der Praxis verankern wollen. Aber es gibt auch noch offene Fragen, insbesondere in den Bereichen **Finanzierung und Ethik**. Auch daran wird in Bethel systematisch gearbeitet. Wir können also gespannt sein, wie sich die Betreuung und Unterstützung in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern Bethels in den nächsten zehn Jahren entwickelt.⁴

⁴ Wer mehr über assistive Technologien in Bethel erfahren will, findet unter www.bethel-wissen.de eine Ausgabe dieser Zeitschrift zum Thema „Neue Technik – Im Dienste des Menschen?“



Melissa Henne
Leiterin der Stabsstelle
Unternehmensentwicklung

Einrichtung/Bereich:
v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel

Expertenwissen:
Altenhilfe und Hospizarbeit,
Assistive Technologien

DER FEUERHERD DER HERZEN

» Vor allem soll dieses Haus aber einen Feuerherd abgeben, auf welchem das Feuer des Wortes Gottes in den Herzen der Brüder [und Schwestern]¹ immer neu angefacht wird zu Werken barmherziger Liebe gegen die armen Kranken, durch treue Unterweisung in Gottes Wort und selbständiges Forschen in demselben. «

Text aus der Grundsteinurkunde des damaligen (Ausbildungs-)Hauses Nazareth²

1) Ergänzung durch die Verfasserin

2) Robert Frick: Die ersten 100 Jahre, in: Jürgen Steinbrück (Hg.), Was kann aus Nazareth Gutes kommen? 2002, S. 22

» Seit 1867 werden in Bethel Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auch durch **theologisch-diakonische Bildung** auf ihre Aufgaben vorbereitet. Zunächst die Diakonissen in der Sarepta-Schwesternschaft. Sie erhielten in Sarepta eine geistliche und berufspraktische Ausbildung. Ab dem 1. Januar 1910 gab es deshalb einen festen Ausbildungsverlauf der Probeschwestern: „Sie besuchten mehrmonatige Kurse im Mutterhaus, in denen Gesang, Lesen, Schreiben, Rechnen, Handarbeiten, (...) Biblische Geschichte und Kirchenlied“³ unterrichtet wurden.

1881 heißt es über die Ausbildung der Diakone: „Hauptsache aber ist, dass jeder zubereitet werde zu dem erwählten Lebensberuf. Das Wort Gottes rüstet zuerst aus, daher gehen neben dem gottesdienstlichen Leben Stunden daher, in denen den Brüdern Bücher der Heiligen Schrift ausgelegt werden. Sie werden in den Bekenntnisschriften unserer Kirche eingeführt, Kirche- und Missionsgeschichte wird mit ihnen getrieben (...)“⁴

2017 mag das eher verwunderlich klingen, kamen die zukünftigen Diakonissen und Diakone doch meist aus einem christlichen Kontext. Als Männer und Frauen „von ernster christlicher Gesinnung“⁵ brachten sie Grundkenntnisse des christlichen Glaubens mit. In der Ausbildung sollten sie sich damit vertiefend auseinandersetzen. Damit wurden sie darauf vorbereitet, die **Gestaltung des diakonischen Lebens** verantwortlich zu übernehmen.

Wer in Beth-El (hebräisch: Haus Gottes) lebte, sollte nach dem Willen Friedrich v. Bodelschwinghs erleben, dass er oder sie im Haus Gottes angekommen war. Das wurde nicht nur durch Gebäudenamen und Andachten vermittelt. Mitarbeitende sollten in der Lage sein, die gute Botschaft, die Gott für die Menschen bereithält (Evangelium) im Gespräch und im Tun zu kommunizieren. „Das neutestamentliche (paulinische) Wort Diakonie (...) meint zutiefst den Dienst der Versöhnung (...) das ist die Wirklichkeit, die zu bezeugen wir der Welt schuldig sind, durch den Dienst des Wortes in Verkündigung und Seelsorge (...) und durch den Dienst tathaften, brüderlichen, mitmenschlichen Einsatzes, wo immer die Not und das Elend nach unserer Hilfe schreit (das ist Diakonie im speziellen Gebrauch des Wortes)“⁶

Theologisch-diakonische Bildung stand dabei nicht nur Diakonen, Diakoninnen und Diakonissen offen. Zur Ausbildung der Schwestern der „Ravensberger Schwesternschaft“ gehörte die ‚Diakonische Zurüstung‘, die seit 1982 verpflichtend für Anwärterinnen war, aber auch allen

3) Sarepta-Chronik, S. 40f.

4) Robert Frick: Die ersten 100 Jahre, in: Jürgen Steinbrück (Hg.), Was kann aus Nazareth Gutes kommen? 2002, S. 12ff.

5) Ebd., S. 16

6) Ebd., S. 50

anderen Interessentinnen offen stand. Dazu gehörten vier Bausteine, die jeweils drei Unterrichtstage umfassten. Die Themen lauteten: Hilfen und Anregungen für die Andacht, funktionale Vielfalt biblischer Texte, Bibelkunde, Geschichte der Diakonie und der Schwesternschaft, Seelsorge und Gesprächsführung“⁷.

Theologisch-diakonische Bildung war vor 150 Jahren ebenso wie heute ein Kernthema der Identität der Diakonie. Viele Menschen, die nach Bethel kommen, erwarten, dass hier christlicher Glaube und Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche sichtbar und erlebbar sind, auch wenn sie selbst den christlichen Glauben nicht in allen Stücken teilen oder der ev. Kirche kritisch gegenüberstehen.

Das Positionspapier des Vorstandes der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel „Kulturelle und religiöse Vielfalt in den v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel“ (2014) macht deutlich, dass die Notwendigkeit theologischer Bildung 2017 aktueller ist denn je, für die einzelnen Mitarbeitenden wie für die Organisation. Dabei geht es um **diakonische Fachlichkeit**: die Kenntnis grundlegender biblischer Texte, das Verstehen von wichtigen Inhalten des christlichen Glaubens, den Zusammenhang von christlichen Grundlagen und diakonischem Handeln. Gerade angesichts religiöser Vielfalt sind Bildungsangebote eine Quelle des Lernens und eine Möglichkeit des Dialogs.

Die Evangelische Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde bietet zeitgemäße Angebote für Mitarbeitende, Führungskräfte, Teams und alle Interessierten (www.ev-bildungsstaette.de). „Bethel wäre ärmer ohne die theologische Schule. Theologie, in wissenschaftlicher Verantwortung und kirchlicher Bindung getrieben bewahrt die Kirche, die Gemeinde, die Anstaltsdiakonie davor, sich in Gesetzlichkeit zu verhärten oder in schwärmerischen Utopien zu verlieren.“⁸ Pastor Fritz v. Bodelschwingh hat diesen Satz über die in Bethel 1905 gegründete Theologische Schule⁹ gesagt. Er gilt auch heute für alle Angebote theologisch-diakonischer Bildung in Bethel.

7) Sarepta Schwesternbrief Nr.1, 2016

8) Robert Frick: Die ersten 100 Jahre, in: Jürgen Steinbrück (Hg.), Was kann aus Nazareth Gutes kommen? 2002, S. 50

9) Seit 1945 Kirchliche Hochschule



Jutta Beldermann

Pastorin, Geschäftsführerin, Stabsfunktion diakonische Identität und Bildung

Einrichtung/Bereich:

Ev. Bildungsstätte für Diakonie und Gemeinde

Expertenwissen:

Diakonische Identität und Bildung, Theologie und Beratung

➤ NIX WISSEN MACHT AUCH NIX, ODER?

» Bethel hat zu allen Zeiten neues Wissen hervorgebracht und Wissen vermittelt. Wahrlich vorbildlich. Aber wer ist hier eigentlich Bethel? Was sagt dieses Heft von bethel › wissen dazu?

Wissen, Erkenntnisse und Impulse waren für die Entwicklung Bethels sehr wesentlich. Immer wieder wurden Entwicklungsprozesse in Bethel initiiert und von innen in Gang gebracht. Immer wieder wurden Entwicklungsprozesse von außen vorgegeben oder erzwungen. Durch Politik und Gesellschaft. Durch finanzielle Engpässe oder Anreize. So mancher Wissensschub wurde nur widerwillig aufgenommen. Andere wurden durch gemeinsame Anstrengungen gesucht und auch erreicht.

Und was noch erkennbar ist: Immer wieder waren es einzelne Menschen aus Bethel, die mit ihren Ideen, ihrer Kreativität und ihrem Tatendrang Neues hervorgebracht haben. Neues in Gang gebracht haben. Bethel war auch dadurch immer wieder „Speerspitze der Entwicklung“. Aber, weiß Gott, nicht immer.

Gerade in den letzten Jahren und Jahrzehnten mussten und wollten wir Betheler Geschichte aufarbeiten. Beispielsweise die Geschehnisse und Positionen zur Zeit des Nationalsozialismus. Die Verantwortung für Einrichtungen in der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Oder aktuell die Frage der Medikamentenversuche an Kindern und Jugendlichen zwischen den 50er und 70er Jahren. Auch selbstkritische Aufarbeitung setzte und setzt Impulse für Entwicklungen.

Und heute? In vielen Arbeitsfeldern gelten Qualitätsstandards und sind Prüfkriterien der Aufsichtsbehörden zu erfüllen. Externe und interne Vorgaben und ein präzises Controlling sichern die Leistungsangebote ab. Da bleibt wenig Raum für Neues. Da bleiben Ideen auf der Strecke und können sich nicht entfalten.

Zugegeben. Nicht alle Ideen taugen etwas. Nicht alle Erkenntnisse lassen sich in Konzepte wandeln oder sind bezahlbar. Was sich in der Praxis als falsch erweist, war in der Theorie schon falsch. Investition in Bildung ist daher nötig. Auch Bethel investiert. Aber das allein reicht nicht.

Heute und auch morgen brauchen wir, braucht Bethel, Einzelne und Gruppen, die Neues entwickeln und auf den Weg bringen. Nix wissen macht auch nix? Oh, doch. Menschen aus Bethel haben neue Erkenntnisse gewonnen. Menschen aus Bethel haben Wissenssprünge in Gang gebracht. Und damit Gutes bewirkt. Für Hilfesuchende und Bethel. Und in Zukunft?

Bethel, solche Menschen wünsche ich Dir auch in Zukunft. Ich hoffe, Du Dir auch!



Diakon Werner Arlabosse
Vorsitzender der Direktion

Einrichtung / Bereich:
Stiftungen Sarepta/Nazareth

Expertenwissen:
Personalwesen, Bildungsfragen,
Diakonischer Auftrag



IMPRESSUM

© Bethel-Verlag, Bielefeld 2017
ISSN: 2364-0294

Herausgeber:
v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel
V. i. S. d. P. Werner Arlabosse
Stiftungen Sarepta I Nazareth
Nazarethweg 5, 33617 Bielefeld
Telefon: (0)521 144-2229
Telefax: (0)521 144-2213
www.bethel-wissen.de

Redaktion:
Katrin Krohne-Klaus
redaktion@bethel-wissen.de

Produktion:
Diakon Martin Eickhoff-Drexel

Konzeption/Design/Prepress:
Gute Botschafter GmbH
www.gute-botschafter.de

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

Druck und Verarbeitung:
Halterner Druckerei GbR, www.halternerdruckerei.de

Bildnachweise:
Titel: LynxVector / shutterstock
Titel: Aboard / shutterstock
S. 4: subman / iStock
S. 10: Reinhold Leitner / shutterstock
S. 22: Valentin Agapov / shutterstock
S. 28: Abraham Pisarek / Deutsche Fotothek /
Wikimedia Commons, CC-by-SA 3.0
S. 51: Aleksei Gurko / shutterstock
S. 51: Bohbeh / shutterstock
S. 51: Pakhnyushchy / shutterstock
S. 51: wanchai / shutterstock
S. 56: Volodya Senkiv / shutterstock
S. 59: margie / photocase
Diverse: Bethel / Stiftungen Sarepta I Nazareth

» Die zweite Jubiläumsausgabe erscheint mit dem Titel
„Was ist Bethel? Menschen – Motivationen – Möglichkeiten“



Es gibt noch Exemplare der ersten drei Ausgaben von „bethel.wissen“ zum Thema „Ethik konkret“, „Religiöse und kulturelle Vielfalt“ und „Neue Technik“. Wenn Sie Interesse daran haben, mailen Sie bitte an redaktion@bethel-wissen.de